

Werk

Titel: Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit; Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit

Verlag: Breitkopf

Kollektion: Rezensionsschriften

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN556861817_0004

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556861817_0004

LOG Id: LOG_0055

LOG Titel: Ostermonath. Num. IV.

LOG Typ: periodical_issue

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN556861817

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556861817>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556861817>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Das Neueste

aus der

anmuthigen

Gelehrsamkeit.

Ostermonath 1754.



Leipzig,

Bei Bernhard Christoph Breitkopf.

Num. IV. 1754.



I.

Francisci Maria Cæsaris, THE-
RESIA, five ostenta Dei O. M. edita pro
Augusta MARIA THERESIA Romanorum
Imperatrice, Regina Germaniæ Hungariæ Boemiæ
&c. &c. L. XIV. Viennæ Austriæ. Ex Typogr.
Agheliano 1752 in 4. 728 S. ohne die vielen
Zuschriften und Register.



ir haben dieses Werk etwas spät nach
Leipzig bekommen; wollen es aber
gleichwohl unsern Lesern nicht unbekannt
lassen; da nicht oft solche weitläufige
und so wichtige poetische Werke ans
Licht treten. Das Lob einer so großen Kaiserinn
gibt außerdem einem Gedichte allemal einen vorzüg-
lichen Werth: gesetzt, daß es nicht in einer so an-
genehmen und schönen Poesie beschrieben wäre, die
den alten Dichtern so glücklich nachahmet als dieses*.

Q 2

Man

* Hieraus mögen vernünftige Leser urtheilen, ob wir
Feinde von der lateinischen Dichtkunst sind; wie uns ein
gewisser Schulrektor im Harze, vor einiger Zeit, in einer
Einladungsschrift beschuldigen wollen: der gleichwohl die
ganze Vortrefflichkeit der lateinischen Dichtkunst, recht
tertianermäßig, in den bloßen Quantitäten der Sylben
suchet.

Man würde sich sehr irren, wenn man dieß Gedicht für ein Heldengedicht, oder für eine Epopöe
in

suchet. Wir ersehen dieses aus den beliebten freyen Urtheilen des vorigen Monaths, die in Hamburg herauskommen. Ob nun wohl solche Lasterungen im Winkel stecken der Sylbenhelden, bey der gelehrten Welt wenig Eindruck machen: so wollen wir doch um einiger andern Willen, etwas darauf erwiedern. Wir fragen also: Obwohl derjenige ein Feind der lateinischen Poesie seyn könne; der 1) In allen seinen Schriften die Muster der lateinischen Dichter des besten Jahrhunderts zu Mustern anpreist, und ihre Vortrefflichkeiten zeigt? Der 2) bey aller Gelegenheit Stellen aus ihnen anzieht, und dadurch zur Gnüge zeigt, daß er sie gelesen hat? Der 3) selbst lateinische Dichter neuerer Zeiten, wie des Cardinals Polignac Antilucres, mit seiner Vorrede, in neuen Ausgaben ans Licht stellet? Der 4) in seiner Einladungsschrift, die er als Professor der Poesie geschrieben, de Poetis Philosophis Reipublicae utilissimis, ein großes Lob und Verzeichniß der vornehmsten lateinischen Lehrdichter ausgeführt? Der 5) in seinen Monathschriften lateinische poetische Werke, die der Mühe werth gewesen, z. E. Stays Philosophiam versibus traditam, und noch unlängst den Grotium in Nuce des Herrn von Scheyb, mit Ruhme hervorgezogen. 6) Auch solchen, die sich mit schlechten lateinischen Gedichten ans Licht gewaget, wie vor einiger Zeit von einem Wiener oder Ungar geschehen, ihren verdienten Text gelesen? Alles dieses ist theils aus Herrn Prof. G. Schriften, theils aus dem neuen Büchersaale der sch. Wiss. theils aus unserm Neuesten so klar, als die Sonne. Das aber gestehen wir, dessen ungeachtet gern: daß wir gestümpelte, harte, unverständliche und abgeschmackte lateinische Verse nicht lesen mögen; womit gewisse Leute, die das Verhängniß im Zorne zu Poeten gemacht, die Welt belästigen. Diese verdienen ihr Schicksal, daß sie Ladenhüter bleiben, und keine Leser finden:

in engern Verstande halten wollte: ob man es gleich ganz billig für episch ausgeben kann. Dennes erzählt,

Q 3

zählet,

finden: und müssen unsre Mäßigung mit Danke erkennen, wenn wir sie nicht nach Verdienste beurtheilen, sondern mit Stilleschweigen übergehen. Indessen haben wir in Sachsen Männer, deren lateinische Gedichte den wahren Geschmack des Alterthums zeigen; z. E. des Herrn Gen. Superint. zu Dresden D. Am Ende, vortreffliche Uebersetzung von Popens Versuch vom Menschen; des sel. Hn. Hofrath Menkens und Herrn D. Lebenstreits Gedicht; aus dessen poetischen Physiologie in Versen wir mit Vergnügen einen Auszug gemacht haben würden: wenn sie zu den schönen Wissenschaften gehörte.

Endlich aber sind wir freylich der Meynung, 1) daß es nicht nur viel leichter, sondern auch viel nützlicher, folglich auch viel rathsamer ist, in seiner eigenen Muttersprache zu dichten. 2) Daß alle gescheide Völker solches gethan haben: indem kein Griech jemals ägyptische oder phönizische; kein Römer aber griechische Verse gemacht. 3) Daß wir eben des Glaubens sind, dessen Horaz gewesen; den sein plagosus Orbilius auch in seiner Jugend griechische Verse zu machen, angehalten haben mochte. Allein was dachte er von dieser seiner kindischen Beschäftigung, als er zu Verstande kam? Wir wollen ihn selbst hören. Serm. L. I. Sat. X.

Atque ego, quum græcos facerem, (natus mare citra)

Verstuculos: vetuit me tali voce Quirinus;

Post mediam noctem visus, quum somnia vera:

In Sylvam non ligna feras insanius; acsi

Magnas Græcorum malis implere catervas.

Fiat applicatio! Doch nur auf diejenigen, die, wie der Herr Rector, die Schönheiten der lateinischen Poesie bloß im Sylbenmaße zu suchen und zu finden wissen; den wahren Geist der alten Lateiner hingegen nicht fühlen.

zählet, seinem Titel gemäß, die Wunder Gottes, die er der Kaiserinn-Königinn Maria Theresia zu gut gethan hat. Diese Wunder aber sind nicht auf einen Tag, oder in einem Jahre geschehen; sondern vom 1740sten Jahre an, bis die Franzosen aus ganz Italien geschlagen worden. Dieß sind nun drey bis vier Jahre, und darinn ist so manche That geschehen, deren jede den Stoff zu einem Heldengedichte hätte abgeben können. Es ist also dieß Gedicht mehr mit Lucans pharsalischer Schlacht, oder mit des Silius Beschreibung des punischen Krieges; als mit der Ilias, oder Aeneis zu vergleichen. Kurz es ist eine Historie in Versen; wie der Verfasser selbst gesteht, wenn er bald anfangs schreibt:

Des veniam, non ulla meos quod fabula versus
 Dispunget: scelus esse reor, si certa Tonantis
 Prodigia, intrusis studeam corrumpere nugis.

So gewissenhaft ist unser Dichter auch in weltlichen Geschichten! O! wenn doch unsre geistlichen Epopöenschiede es in biblischen Offenbarungen und Geheimnissen auch gewesen wären.

Docñ wir müssen diesem Werke selbst etwas näher treten. Das ist etwas sonderbares, daß es eine große Menge von Zueignungsschriften hat. Das I. B. ist an den Pabst besonders, und an den Kaiser wieder besonders: das II. an die Kaiserinn Königin, das III. an den Erzherzog Joseph das IV. an den König von England, und besonders noch an den Prinzen von Cumberland, das V. an des Königs von Pohlen Maj. und wieder-

um besonders, an der Durchl. Churprinzessin Kön. Hoh. das VI. dem Könige von Sardinien, das VII. dem Grafen Joseph von Harrach, und dem Gr. Ferdinand von Harrach besonders. Das VIII. dem Grafen Joseph, und Grafen Ludwig von Revenhüller; das IX. dem Grafen Tarouca, das X. dem Gr. Haugwitz; Das XI. zween Grafen von Chotetz; Das XII. dem Fürsten Joseph Adam von Schwarzenberg; Das XIII. dem Grafen Nadasti, und das XIV. dem Baron Sitschner, Präsidenten in Florenz, zugeeignet. Das sind nun so zwanzig Dedicationen bey einem einzigen Buche: und in diesem Stücke übertrifft es also noch des Pine londonschen Horaz. Nun gehe man hin und sage, daß nur die deutschen Poeten verschwenderisch mit ihren Liebfosungen umgiengen!

Die Stärke des Verfassers im Dichten, wollen wir auch durchaus nicht in diesen Zueignungsversen suchen. Hier würde sie gerade am schlechtesten ausfallen. Das erste Buch beschreibt den ersten schlesischen Feldzug, und die daselbst mit den Preußen bey Molwitz vorgefallene Schlacht. Der Anfang des Dichters wird bald seinen Geist zeigen:

Theresia heroos animos, mentemque feracem

Quorum praesidio tantos interrita belli

Non modo sustinuit nimbos, disjecit at illa:

Et sola Europæ vires pleræque coactas

Reppulit obluctans; soliumque invicta paternum

Afferuit vindex variis & textit ab armis:

Haud equidem possum, quin dicam carmine &c. menti

Ex ejus meritis talis furor ingruit ortus.

Es ist wahr, daß dieß Vorhaben ein wenig zu weitläufig fällt, und folglich etwas matt wird. In dessen sezet er noch hinzu, daß er nicht sowohl Lobsprüche der Königin, als vielmehr Gottes besingen wollen, der ihr zu gut so viele Wunder gethan hätte. Nun folget die Anrufung, an eben denselben.

Hinc ego, dum proni dicam portenta Tonantis,
 Pro Matre Austriaca passim patrata: valete
 Pierides, Phœbus valeat! Tu Rector Olympi!
 Tu rerum mirarum opifex, qui numine regna
 Das adimisque tuo, solus, tu suffice quæso,
 Aequales operi vires &c.

Tuque o! quæ nostrum columen, quæ gloria, quæque
 Cura Dei es, placidis oculis, precor adspice vatem;
 Adspiciens addes vires.

Nachdem er nun diese Anrufungen gethan, und gesaget, daß er keine Fabel einmengen wolle, versichert er den Leser, daß er auch keine satirische Lasterungen hoher Häupter bey ihm suchen müsse,

— — Cynicosque sales, sannasque Bionis.
 Non ego sum tanti, qui Reges arbiter inter
 Ingrediar: Reges veneror, nullusque refello,
 Quos illi obtendunt titulos.

Er wolle nur Gottes Wunder verehren, womit er der Kaiserinn beigestanden.

Cur vero id præstitit, unus
 Ipse scit; & demens ille est, qui scire laborat.

Nun geht die Erzählung des ersten Krieges an. Raum, sagt er, hatte Theresia ihre neue Regierung ange-

angetreten, und noch hatte sie die Thränen über ihres Vaters Tod nicht abgewischt; als sie von tausend Sorgen und Geschäften überladen ward. Aber siehe! eine schwarze und von Blitzen schwangre Regenwolke erhebt sich vom kalten Norden her, wie ein unvermutheter Wirbelwind, und stürzet über Schlesien herab.

Hunc nimbum Rex ipse equitans Borussia agebat.

Was den König dazu bewogen, wisse er nicht, wolle es auch nicht wissen; weil das seines Amtes nicht wäre.

Sum vates aliquis, sum vero in Martis arena,

At non sum Regum divinus vates in aula.

Wenn er aber seine Gedanken sagen sollte: so haben denselben weder die Ehrsucht, noch der kriegerische Trieb, noch die Jugendhitz dazu gereizet;

Sed Deus, ipse Deus: voluit qui Principis hujus

Uti opera, ostentis aditus laxare, gradusque:

Dum parat austriaca pro Matre & gente patrandis.

Er, der König, hätte ein Heer geführt, bey dessen Anblicke es schwer gewesen, zu sagen, ob es mehr Schrecken, oder Liebe gewirkt?

Corpus, proceraque membra timorem

Incutiunt: habitus vultus & cultus amandus

Flos omnis juvenum cunctis delectus ab oris,

Qua patet Europa, qua circumscibitur undis.

Diese vortheilhafte Abschilderung bestätigt er noch ferner, auf eine recht poetische Art:

Est moles membrorum illis immensa torisque

Pectora vasta patent latis, scapulzque lacertique

Excurreunt validi: spatiis tum cætera justis
 Respondent pariter membra & spatiantur ad unguem.
 Haud caput obnubit, parvus sed pileus ornat,
 Per caput obrepunt pexi, ductique capilli,
 Quos canos juxta frontis confinia reddit
 Et cremor & niveus pulvis: qua desinit autem
 Occiput, in geminas discretos tænia partes
 Stringit & æquali torquet discrimine crines.

Diese Zöpfe nun beschreibt er noch in vielen Versen.
 Nun folget die Abbildung des Gesichtes:

Explicita est genti limataque frontis imago,
 Intendunt limos oculos, hircisque tuentur
 Transversum. Stantes illos & torva minantes
 In cælum erectos tollunt: nec figere terræ est
 Copia. Constringit ductu septempace collum
 Instita, quæ prohibet dejectum obvertere vultum,
 Et visu libare solum. Componere cunctis
 Solemne est faciem, specie nitentis, & iram
 Spirantis. Rigida it cervix & panda caputque
 Obstipum. — — —

Nun kommt er auf die enge und kurze Kleidung der
 Preußen.

Grandior emineat moles ut corporis, uti
 Exuviis renuunt longis: immania membra
 Ut pateant curæ est. Vestis brevis exprimit artus;
 Quamque laconismum saguli dixisse liceret.
 Illa genu demissa tenus non occultit ulla
 Membra plicis, rugisque suis; curtissima paret
 Sub sagulo exornis: similis complectitur arctum
 Bracca femur, simili caliga quoque crura premuntur.
 At braccæ & caligæ tantum candoris inhæret,
 Ut byssum & nivei plumas pene æquet oloris.

Hier merket er an, daß so wie ihr fürchterliches Ansehen Schrecken wirke, also ihre Reinlichkeit in der Kleidung einen reiz und anlocke. Nun kömmt er auf ihre Art einherzugehen.

Major at est longe terror, dum strenua pubes
 Ingreditur. Totidem Martes procedere quippe
 Credideris, quotquot juvenes sua castra sequuntur.
 Magnifice incedunt omnes, & crura tolutim
 Subsultimque movent, gressus suspendere curant,
 Insultantque solo, & simili discrimine passus
 Agglomerant. &c. &c.

Wir können uns nicht länger dabey aufhalten, haben aber mit Fleiß diese Probe von des Verfassers Stärke in Beschreibungen geben wollen: woraus Kenner leicht auf das übrige schließen werden. Die Mollwitzer Schlacht wird sehr lebhaft und feurig beschrieben; nebst allem was darauf im 1740sten Jahre gefolget ist. Sonderlich hat uns hier die Beschreibung des Ungarischen Landtages, nebst der Anrede der Kaiserinn, an die Stände des Königreiches gefallen;

Obtulit hic mater puerum: quam plura parantem
 Addere distinuit placidis vagitibus infans,
 Vagitusque suos mox risu excepit; & inde
 Sidereis omnes Proceres lustravit ocellis &c.

Auch die Entschließungen der Magnaten sind männlich ausgedrückt. Kurz, dieß erste Buch zeigt die ganze Stärke des Dichters.

Das II. hält in sich die Eroberung von Linz, und was Graf Rhevenhüller für Anstalten gemacht, und für Dertter eingenommen. Das III. handelt von dem

dem Frieden, der auf die zweyte Schlacht bey Cassiau gefolget, und was Prinz Carl den Franzosen für Städte entrissen. Das IV. erzählet die Belagerung von Prag, daraus die Franzosen getrieben wurden. Das V. redet von des Königs von Sardinien Eroberungen in Wälschland, und wie er mit den Desterreichern die Spanier geschlagen. Das VI. meldet wie die Kaiserinn selbst sich gerüstet, und Prinz Carl die Franzosen nach Hause gejaget. Das VII. erzählet die Schlacht, bey Dettingen, die der König von Engeland, und Prinz von Cumberland gewonnen.

Das VIII. handelt von des Königs von Sardinien Schlachten, und den vorgefallenen Seetreffen dreyer Flotten. Das IX. erzählet die Behauptung von Coni, und die vergebliche Belagerung von Beletri. Das X. beschreibt Prinz Karls Uebergang über den Rhein, und seinen Rückmarsch wider die Preußen. Das XI. enthält die Vertreibung der Preußen aus Böhmen, und die Eroberung von Prag. Das XII. meldet, wie der Großherzog Franz sich selbst gewaffnet, und Graf Bathian alle Feinde aus Bayern vertrieben. Das XIII. enthält vier Schlachten der Desterreicher und Preußen, der Engländer und Franzosen. Das XIV. endlich erzählet, wie Fürst Lichtenstein, Graf Botta, und Gen. Braun die Feinde aus ganz Wälschland vertrieben.

Hier schließt der Dichter, mit vielen Lobsprüchen auf die Kaiserinn:

Addet & Inachii redeat si fabula secli,
 THERESIA in sola Divas tunc colliget omnes,
 Quas finxit; dicetque simul jurata: Quod illa
 Ut Juno ingreditur, ridet Venus, utque Minerva
 Eloquitur. Florent Charites Bellonaque certat,
 Ut Cybele sæcunda gerensque in vertice tures!

Diesß mag genug seyn, von diesem Werke eini-
 gen Vorschmack zu geben, das wenigstens als ein
 historisches Gedicht, einem Joseph Iscanus de bello
 Trojano zu vergleichen ist.



II.

Memoires de Litterature tirés des
 Registres de l'Acad. roy. des Inscript. & Bel-
 les Lettres, depuis l'année M DCC XLI. jusques &
 compris l'année M DCC XLIII. Tome XVII.

A Paris, de l'Imprim. Royale 1751 in 4.

Wir sind unsern Lesern noch den XVII. Band der
 ausführlichen Schriften der kön. paris.
 Akad. der schönen Wissenschaften schuldig
 geblieben: und diesen wollen wir hiemit nachholen.

Die Herrn von Boze, Bonamy, Burette, Fal-
 conet, Duclos, Lebeuf, Secousse, Sallier, de la
 Bastie, Foncemagne, Schöpflin, und de la Cürne,
 haben daran gleichsam um die Wette gearbeitet.
 Wir wollen Stückweise sehen, was ein jeder gelie-
 fert hat.

Herr von Boze erkläret gleich anfangs eine alte
 Münze, die zu Smyrna geschlagen worden. Sie
 zeigt

zeigt das Bild einer Prinzessin, die vermuthlich eine Kaiserinn seyn sollen, wie eine Ceres, mit Aehren in der Hand gebildet, mit der Umschrift: *CMYPNAION ΠΡΩΤΩΝ ΑCΙΑC*. Auf der Gegenseite sieht man eine stehende Figur, in kurzen römischen Soldatenkleidern, die lange nicht bis an die Knie reichen. Sie hat den einen Fuß an einen Schiffsnabel gestemmet; trägt eine Stadtekronen auf dem Haupte, und die Haare zusammengebunden. Sie hält eine Schale in der Rechten und einen kleinen Schild in der Linken. Der Herr Verfasser glaubt, es sey eine sogenannte Pelta, und die Person eine Amazoninn, von deren einer die Stadt Smyrna gebauet seyn soll. Die Umschrift heißt: *ΕΠΙ CτρατηγῆC ΜαρκῆC ΑΥΡῆλιῆC ΤΕΡΤΙΟΥ ΑCΙΑΡΧΟΥ*, Dieses alles wird weitläufiger untersucht und dargethan.

Herr Bonami liefert Beobachtungen über die Municipalstädte, und den, ihren Oberkeiten genebten Namen der Consule. Hier wird Aufons Vers erklärt:

*Diligo Burdigalam, Romam colo: civis in illa
Consul in ambabus: cunæ hic, ibi sella curulis.*

Auch hier kommen vielartige Sachen zur Erklärung der römischen Alterthümer vor.

Herr Burette setzt seine Anmerkungen über Plutarchs Gespräch von der Musik fort, davon er schon im X. Bande der Memoires eine Uebersetzung nebst vielen Anmerkungen gegeben hatte. Im XIII. und XV. hat die Folge davon gestanden, die er in diesem vollends zum Ende bringet.

Eben

Eben derselbe sezet noch eine ganze Abhandlung hinzu, die den sämtlichen Auslegungen des plutarchischen Gespräches zum Beschlusse dienen soll. Er vergleicht darinn die alte Musik mit der neuern. Der Herr V. glaubet, nicht daß die Alten etwas vom Contrepuncte gewußt haben, wie Dacier und der Abt Fraguiet behaupten wollen. Diese Abhandlung hat zween Theile. Sowohl die musikalischen Wörter der Griechen, als das ewigel ut re mi fa sol la der Franzosen, bringen einem deutschen Leser viel unvernünftliches barbarisches Zeug vor die Augen.

Nun folget noch ein Epilogus von dem wir etwas mehr mitnehmen müssen. Er wählet sich aus den sechs Arten der griechischen Musik, nämlich, der harmonischen, rhytmischen, metrischen, organischen, poetischen und hypokritischen, die zweyte, oder rhytmische, um der ersten dadurch ein mehrers Licht anzuzünden. Er versteht durch den Rhythmus, den Takt, die Bewegung, oder das Zeitmaaß alles dessen, was gesungen, oder gespielt wird. Brossard in seinem Wörterbuche, erkläret es falsch von der Prose, die man singet. Der griechische Tonkünstler Aristides aber saget: *Εστὶ συνήμα ἐκ χρόνου κατὰ τινὰ τῶν συνκειμένων* d. i. eine Anzahl verschiedener Zeiten, die unter einander eine gewisse Ordnung oder Verhältniß haben. Hier redet er erstlich von der singenden Musik, als der gemeinsten bey den Griechen; hernach aber, von dem, was er bey der spielenden besondres hat.

Um nun den Rhythmus der Alten recht zu verstehen, muß man bemerken, daß er allezeit bey dem

Gefänge gewisser Verse bemerkt ward; deren Sylben alle lang, oder kurz waren. Da sprach man nun allezeit eine kurze Sylbe doppelt geschwinder aus, als eine lange; so daß die erste nur eine Zeit, die andre aber zwei Zeiten foderte. Folglich dauerte auch der Ton zu einer langen Sylbe doppelt so lange, als der Ton einer kurzen. Nun waren die Verse, die man sang, aus einer gewissen Zahl von Füßen, die aus kurzen und langen Sylben bestanden zusammen gesetzt: und dabey mußte der Rhythmus, oder Takt des Gesanges, dem Gange der Füße aufs genaueste folgen. Wie sich nun diese allemal in zween Theile, die man *ἀγῶν* und *ἰσῶν* die Erhebung und Senkung nannte, absonderte: so bekam auch ein musikalischer Takt, oder der Rhythmus des Gesanges, der sich zu jedem Fuße schickete, zween entweder gleiche, oder ungleiche Theile, die wir das Niederschlagen und Aufheben der Hand nennen.

Der Rhythmus bekam also seine wesentlichen Unterschiede, aus zweyen Stücken 1) aus der Dauer der zween rhythmischen Zeiten, und ihrem Verhältnisse untereinander: 2) aus der Natur der Füße des Gedichtes, welches man in Noten setzte. Beyde erklärt er weitläufiger, in Ansehung der vielerley Füße der Alten. Wir bleiben nur bey dem Rhythmus überhaupt stehen.

Die Geschwindigkeit des Rhythmus, nach welchem ein oder viele Verse gesungen wurden, hieß *εὐδμυνη ἀγῶν*; u. konnte größer od er geringer seyn, und doch innerlich einerley Verhältniß behalten. Doch

Doch kam das nicht auf die Grille des Tonkünstlers an; sondern er folgte darinn entweder der Gewohnheit, oder der Absicht des Dichters, der sein Stück, nach dem Affecte, den es hatte, entweder schnell oder langsam gesungen haben wollte. Wenn im Verse eine kurze oder lange Sylbe fehlte, daher man ihn catalektisch nennete; so erfüllte die Musik den Raum mit einem Tone von gleicher Länge: welches für den Sänger gleichsam eine Pause gab.

Der Rhythmus, der den Gesang eines Verses oder Gedichtes ausmaäß, war entweder einträchtig, oder verschieden. Der einträchtige war zweyerley; entweder, wenn beyde Theile desselben gleich lang waren, wie in Hexametern, Pentametern, Daktylischen Tetrametern und Adonischen Versen; oder er war aus ungleichen Theilen zusammengesetzt, wie die reinen Jamben, Trochäen u. d. gl. wo immer ein Theil halb so lang ist, als der andre. Z. E. kann man die auf dem Titel dieses Monats gestochenen Verse ansehen. Hier mögen unsre Tonkünstler sehen, wie sie Verse recht in Noten zu setzen haben, wenn sie nicht, wie sie zu thun pflegen, das Sylbenmaäß verderben wollen. Vor hundert Jahren noch, that man solches nicht, sondern setzte auf eine lange Sylbe einen langen: und auf eine kurze, einen kurzen Ton. Unverständige Componisten aber wissen von dem poetischen Rhythmus nichts: darum schwärmen sie mit ihren Noten herum, wie sie ihnen einkommen; ohne zu fragen, ob sie sich zu den Sylben des Textes schicken oder nicht. Dieses mag zu einem Vorschmacke genug seyn. Indessen

gesteht der Verf. auf der 122 S. auch, daß die französische Poesie sich nur mit der Zahl der Sylben begnüge, an ihre Länge aber nicht denke: daher denn ihr Singen vielen Seltsamkeiten unterworfen sey, dadurch es von der Musik der Alten sehr abglenze.

Nun folgen zwei Abhandlungen des Herrn Salconets über die Mörder, im Oriente, deren Haupt, der Greis vom Berge genannt, den Markgrafen von Montferrat im XIII. Jahrb. soll haben ermorden lassen; und selbst dem heiligen Ludewig den Tod angedrohet haben soll. Er widerleget darinn die davon herrschenden Meynungen, die auch in ihren besten Geschichtschreibern angenommen worden. Es ist eine schöne Chartre von Syrien und Palästina dazu gestochen, um die Sache ins Licht zu setzen.

Darauf setzt Herr Duclos die Nachricht von dem Ursprunge, und den Veränderungen der französischen Sprache fort, die er im XV. Bande auf der 565sten S. bereits angefangen hatte. Dort hatte er den Ursprung der alten celtischen oder gallischen Sprache, und die Veränderungen abgehandelt, die sie unter den Römern, und bey der Ankunft der Franken, unter dem ersten Stamme ihrer Könige erlitten. In dieser Fortsetzung will er sie von Karls des Großen Zeit, bis auf den heutigen Tag durchgehen.

Es kömmt uns etwas lustig vor, wenn er sagt: Karl der Große habe eine Akademie der Wissenschaften gestiftet, davon er selbst Protector und Mit-

Mitglied gewesen, zu der er alle berühmte Gelehrten beruffen; und darinn alle vornehme Herren Stellen begehret; ja darinn jedes Mitglied einen besondern akademischen Namen angenommen, um eine desto größere Gleichheit einzuführen. Denn er kann es mit nichts beweisen. Indessen gesteht er uns doch, wider die Art seiner Landsleute, z. E. des Abts Mafieu, zu: daß Karl der Große die deutsche Sprache zur Muttersprache gehabt, und den Monathen und Binden deutsche Namen gegeben; ja eine deutsche Sprachkunst schreiben lassen*. Die Pfaffen aber hinderten die rühmliche Absicht des Kaisers, sich bey öffentlichen Geschäften der deutschen Sprache zu bedienen: weil sie wohl sahen, daß man sie hernach nicht mehr brauchen würde: daher blieb denn das Latein in den Hoffschriften noch ferner im Schwange. Wenn er aber den P. Herrgott anführet, zu behaupten, das erste deutsche Diploma sey 1273 unter Rudolphen von Habsburg gegeben worden: so muß man dieses nur in des ganzen Reiches Sachen verstehen. Denn eben der P. Herrgott liefert im III. Bande der Genealogiæ diplomaticæ Gentis Habsburgicæ viel ältere, von den Vorfahren dieses Rudolphs; zugeschweigen, daß man auch in Ludewigs Reliquiis, und in Georgischens

R 3

Re-

* Quoique ce prince entendit & parlât facilement les différentes langues de son Empire: il s'attachoit, à y faire dominer la sienne. Il donna des Noms *Tudesques* aux Vents & Mois, & pour faciliter l'Etude de sa Langue, & la reduire en principes, il en fit composer une Grammaire.

Regeſtis viel ältere antrifft. Ferner geſteht er auch, daß die Eidesformel Karls des Kahlen und Ottfrieds Evangelium fränkischdeutsch (nicht franckeuck wie er ſchreibt) geweſen, und mit dem heutigen franzöſiſchen nichts gemein haben. Ludwigs des deutſchen, altfranzöſiſchen, oder bauerlateiniſchen Eid aber, ſetzt er hin: weil dieſer eine Probe von der damaligen Beſchaffenheit der galliſchen Mundart abgiebt, davon das heutige Franzöſiſche herſtammet.

Pro Deo amur & pro Christian poblo & nostro commun ſalvament, diſt di en avant, in quant Deus ſavir & potir me dunat, ſi ſalvarai eo ceſt meon Fradra Karlo, & in adjudha & in cadhuna coſa, ſi cum hom per dreit ſon fradra ſalvar diſt ino quid il imi altre ſi faret, & ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol ciſt meon fradre Karle in danno ſit. Gewiß! eine allerliebſte Sprache! von der es eine große Ehre iſt herzuſtammen.

Es ſolget des Herrn Abts Lebeuf Abh. von den Gebräuchen der alten Franzoſen, oder vielmehr Franken, bey ihren Mahlzeiten. Dieſes ſind bloß deutſche Sitten der damaligen Zeiten: und die Hen. Franzoſen fangen an, es zu geſtehen, daß ehemals deutſche Franken ihre Sieger und Eroberer geweſen.

Darauf handelt Herr Düclos von den römischen Schauſpielen und denjenigen Spielen, die in Frankreich vor den Dramatiſchen Vorſtellungen hergegangen. Hier iſt viel artiges zu finden.

Nun kömmt des Herrn Bonamy Zuſtand von Frankreich unter Karlen dem Kahlen, und von den normänniſchen Streifereyen; Herrn Secouſſens Abh.

Abh. von der Verbindung Champagnens mit der Krone Fr. Herrn Lancelots Beweis, daß Kön. Karl der V. Guienne besessen; Herrn Abts Sallier Rettung Karls des V. gegen der Engländer Vorwürfe; des Herrn Bonamy Unters. des Tractats von Bretigny; Herrn Bar. de la Bastie, Leben des Petrarcha II. Theil, in drey Artikeln; Herrn Abt Lebeufs Nachricht von Philippen des Maizieres, Kanzlern von Cypern; Herrn Abt Salliers Nachricht von zweyen Handschriften; Ebendesselben Geschichte Herzog Karls von Orleans; des Herrn von Foncemagne Erläuterung der italienschen Reise König Karls des VIII. Ebendess. Beobachtungen über zwey histor. Werke von demselb. Könige; des Herrn Secousse Abh. ob Ludwig der I. Prinz von Conde auf einer Münze König von Fr. genennet worden? Ebendess. historisch. krit. Untersuchung den Paul von Foix Erzb. zu Toulouse betreffend; des Herrn Bonamie Abh. von der Ergießung der Seine in Paris; des Herrn Abts Lebeuf zwey Untersuchungen, von den ältesten Uebersetzungen in französischer Sprache. Herrn Prof Schöpflins Abh. vom Ursprunge der Buchdruckerkunst, die sehr lesenswürdig ist; und endlich des Herrn de la Curne Gedanken vom Lesen der alten Ritterbücher, gleichfalls ein sehr artiges Stück.

* * * * *

III.

Herrn Samuel Wilhelm Detters,
 der königl. D. Ges. zu Gdtt. Mitglieds,
 zweyter Versuch einer Geschichte der durchl. Herren
 A 4 Burg-

Burggrafen zu Nürnberg, mit Münzen, Siegeln, und Urkunden bestätigt. Frf. und Leipz.

1753. in groß 8.

Die Geschichte der nürnbergischen Burggrafen ist bisher in einer tiefen Dunkelheit und Finsterniß begraben gewesen. So lange man die Behältnisse und Gewölber der alten Urkunden verschlossen, und als Geheimnisse bewahret hat; so lange die Trägheit der Gelehrten die Ueberreste und Denkmäler des Alterthums vernachlässiget hat; und so lange die Geschichtschreiber ihre Nachrichten nicht aus diesen ächten Quellen geschöpft haben: eben so lange sind unsers Vaterlandes Geschichte in einer elenden und magern Gestalt geblieben. Seitdem aber der rechte Gebrauch der Urkunden, Münzen und Siegel, auch anderer Ueberbleibsel bekannt worden; und seitdem der rühmliche Fleiß unserer neuen Zeiten diese Hülfsmittel zur Entdeckung historischer Wahrheiten anwendet: so hat sich alles aufklären, und in ein heiteres Licht setzen lassen.

Herr Pastor Vetter ist einer von denjenigen Gelehrten, die ihre Nebenstunden auf eine so löbliche Art anwenden; um die Geschichte seines Vaterlandes aus den ächten Denkmälern alter Zeiten aufzuklären, und in die erwünschteste Heiterkeit zu setzen.

Nachdem derselbe vor einigen Jahren den ersten Versuch seiner Geschichte des nürnbergischen Burggrafthums herausgegeben, und damit vielen Beyfall erhalten hat: so liefert er nunmehr auch den zweyten Versuch derselben.

Es ist solcher denen beyden iso ruhmwürdigst regierenden Herren Markgrafen von Brandenburg in Franken, als den durchlauchtigsten Abkömmlingen der alten nürnbergischen Burggrafen billig gewidmet und zugeeignet, auch mit ihren in Kupfer gestochenen Bildnissen gezieret worden.

In der sehr weitläufigen Vorrede versichert der Herr Verfasser erstlich: daß er seine Nachrichten aus den reinsten Quellen geschöpft; alles, was er behauptet, mit unumstößlichen Beweisen unterstützet; die genaueste Unparteylichkeit beobachtet, und also die Pflichten eines Geschichtschreibers vollkommen erfüllet habe. Wenn er auch diesem oder jenem Gegner habe widersprechen müssen: so sey es doch mit aller Bescheidenheit geschehen. Er werde sich daher um die nachtheiligen Beurtheilungen wenig bekümmern.

Hernach kömmt er auf seine Rechtschreibung, die er zu rechtfertigen sucht. Wir läugnen nicht, daß sie uns sehr sonderbar vorgekommen, und zumal an einem Mitgliede der götting. deutschen Gesellschaft, ungemein befremdet habe. Wir hätten auch ihre Unrichtigkeiten unfehlbar der fränkischen Mundart zugeschrieben; wenn er nicht auch von vielen seiner besondern Landsleute abweiche; und sie wohl noch gar mit Gründen zu vertheidigen suchte. Viele Fehler schiebt er auf die Sezer und Abschreiber; darunter dann vielleicht auch die Nachlässigkeit in den Unterscheidungszeichen zu rechnen ist.

Sonsten enthält der Vorbericht noch einige Erläuterungen und Vertheidigungen anstößiger Stellen,

len, die in dem Werke selbst vorkommen. Erstlich rechtfertiget er seine Verdeutschung des Wortes conferre. Des Lehnrechts erfahrene Gelehrte werden hier ganz etwas neues hören. Feudum conferre, heißt bey dem Herrn Verf. einem ein Lehn auftragen, und nicht geben oder verleihen. Wenn also in den Lehnsurkunden die Redensart vorkömmt: nos conferimus &c. &c. so heißt das nicht mehr: wir geben und reichen zu Lehn; sondern: wir tragen zu Lehn auf. Es ist nicht zu begreifen, was den Herrn Verf. zu dieser neuen Verdolmetschung verleitet habe. Conferre heißt sowohl nach seinem eigentlichen Verstande, einem ein Amt oder eine Würde ertheilen; als auch nach der in dem Lehnrechte üblichen Bedeutung: einem ein Lehn reichen und ihn damit belehnen. Und dennoch will er behaupten, es heiße: ein Lehn auftragen: und dergestalt sollen aufgetragene und gegebene Lehne künftig einerley bedeuten. Alle die Urkunden aber, welche er zu Bestärkung seiner Meynung anführt, reden von lauter ertheilten und gereichten Lehnen. Man sagt wohl, daß ein gegebenes Lehn von einem Lehnhose getragen werde; aber nicht, daß es von ihm aufgetragen sey. Es wird vermuthlich dieser Neuerung und besondern Meynung niemand so leicht beyflichten.

Zweytens behauptet er, daß der heutige niedere Adel schon vor dem dreyzehnten Jahrhunderte den Titel nobilis bekommen; ja daß viele Geschlechter des hohen Adels in spätern Zeiten, in den niedern Adel herabgekommen seyn.

Drittens erkläret er sich über einige unverständliche und zwendeutige Auslegungen alter Urkunden; womit er seine Vorrede beschließt, und an dem Ende den Leser ersuchet: er möchte nur vernünftig von seinem Buche urtheilen.

Dieser zwente Theil der Geschichte des nürnbergischen Burggrasthums hebt mit dem 1242sten Jahre an, geht bis 1273, und ist in vier Bücher abgetheilet.

In dem ersten Buche wird untersucht: ob Konrad der zwente, der Vater Burggraf Friederichs des dritten, oder des andern gewesen, welcher der Stammvater des heutigen hohen brandenburgischen Hauses ist. Solches läugnet der Hr. Verfasser, und muthmaßet vielmehr, daß es Burggraf Friederich der erste gewesen. Ferner wird Friederichs des IIten Geschlechtstafel entworfen, und dessen nahe Verwandtschaft mit Kaiser Rudolphen dem I. gezeigt. Sodann wird erwiesen, daß unser Friederich der II. schon vor der Wahl Rudolfs des I. solglich unter dem damaligen zerrütteten Zwischenreiche, Burggraf zu Nürnberg gewesen; und daß er dieses Burggrasthum schon damals als ein Erblehn besessen habe, auch für fürstenmäßig geachtet worden sey. Hierauf werden B. Friederichs des II. Hofämter untersucht, die Anzahl und Menge seiner Lehnsleute, Dienstmanne*,
Ritter

* Sonderlich finden wir unter diesen beyden Classen, daß das freyherrliche Seckendorfsche Geschlecht schon damals an ihrem Hofe die wichtigsten Stellen bekleidet, und sehr beträchtlich gewesen.

Ritter und Knechte gewiesen; nicht weniger wird von seinen Råthen, Schreibern und Dienern, auch seiner Hofkapelle, Kaplanen, Beichtvåter, Lehrmeister und Aufseher seiner Kinder, und weiterer Einrichtung seines Hofes gehandelt.

In dem zweyten Buche wird erzåhlet, daß Friederich der II. B. z. N. mit Kaiser Friedrich dem II. im 1242sten Jahre einen Zug nach Wålschland gethan; daß er sich im 1246sten Jahre zum erstenmale mit Elisabethen, Ottens des großen, Herzogs von Meran Tochter vermåhlet; mit derselbigen zween Söhne und vier Töchter erzeuget; im 1246sten Jahre seinen Dienstmannen die Erlaubniß gegeben, dem Kloster Heilsbrunn Schenkungen zu ertheilen; daß er ferner im 1248sten J. nach Aussterben des herzoglich meranischen Stammes, die Herrschaften Bayreuth und Radolzburg ererbet, auch die gewaltsame Eroberung derjenigen Güter versucht habe, welche das Hochstift Bamberg aus der meranischen Erbschaft an sich gezogen hatte; daß ihm ferner im 1249sten J. die Schirmsherrschaft über das Kloster Seligenporten aufgetragen, er auch 1249. mit den meranischen Reichslehen in Burgund, vom Könige Wilhelmen belehnet worden sey. Im 1250sten Jahre habe der Bischof zu Würzburg die zwischen B. Friederichen dem II. und dem Hochstifte Bamberg, wegen der meranischen Erbschaft entstandenen Streitigkeiten, gütlich zu vergleichen gesucht; im 1251sten Jahre habe Friederich die Belehnung über die Grafschaft Kreusen erhalten; im 1256sten seine burgundische Lehen an Graf Hugon in

in Burgund abgetreten, und im 1251, oder 1262sten Jahre seine beyden Söhne auf eine jämmerliche Art verloren; indem sie von dem aufgelaufenen Pöbel zu Nürnberg elendiglich ermordet worden.

Im dritten Buche wird Nachricht gegeben, wenn und aus was Ursachen B. Friederich II. die Herrschaft Bayreuth dem Probste und Stifte zu Elwangen zu Lehne aufgetragen habe; was zu dieser Herrschaft eigentlich gehdret habe, und unter welchen Bedingungen dieser Lehnsauftrag geschehen sey? Ferner wird einige Anmerkungen über die Landesunterwürfigkeit des Klosters Heilsbrunn; über die alte Verfassung des burggräflichen Landgerichts, und über die wahre Beschaffenheit dieses Burggrafthums Nürnberg angebracht. Und da Friederich der II. seine Tochter Maria, vermählte Gräfinn von Dettingen, im 1267sten Jahre, von Herzog Ludwigen in Bayern als Reichsverwesern, mit dem Burggrafthume zu Nürnberg, in Ermanglung männlicher Lehnserven belehnen lassen: so ist selbiger Lehnsbrief auf Kosten des iestregierenden Durchl. Churfürsten in Bayern, Herrn Maximilian Josephs, in Kupfer gestochen, und diesen Geschichten einverleibet worden.

Im vierten Buche wird berichtet, daß B. Friederich im 1273sten J. Graf Rudolphen von Habsburg zum Kaiser wählen helfen; diesem auch die Nachricht seiner Wahl überbracht, ihn hernach nach Achen zur Krönung begleitet, und von selbigem darauf mit dem Burggrafthume zu Nürnberg auf das neue, mit Einwilligung der Churfürsten belehnet worden seyn. Hierauf folget noch eine weilläufige
und

und überzeugende Ausführung, daß dieses Burggrasthum nicht in einem bloßem Amte, sondern in Land und Leuten bestanden habe. Hiermit schließt dieser zweyte Versuch; darinnen der Herr Verfasser gewiß die schönsten Urkunden gemein machet; die gründlichsten Einsichten in die Alterthümer deutscher Lehen, in die Urkundenwissenschaft und Geschichte selbst zeigt; und sich folglich den Ruhm eines recht wackern Geschichtschreibers erworben hat. Wir wünschen, daß er auf diese Art fortfahren, und uns bald den dritten Theil liefern möge, dem wir sehnlich entgegen sehen.

* * * * *

IV.

Philips von Zesen, des wunderange-
 nähmen Sprach- Mundahrt- und Schreib-
 Richtigkeit-verbäßerers lobrätend, in Lieberhoben-
 Kunstschickliches Sendschreiben aus der andern
 Welt, an einen Philosoph-hochteu- den Sprach-
 lerer dieser Zeit, Höld und Friedversicherlich ver-
 höchdeutsche durch Samuel von Büschh, und
 Rütinsfeld, Welland auf Jlnisch und Nider-
 Romólchwiz, des Urläutend- und Urmittlautenden
 Zesianer Geschlächts libhochträgtenden Genóschasts-
 Mitglied. Wien, gedruckt mit Schilgischen
 Schriften. 1754. 3 Bogen in 4.

Horatius.

Tu, quid ego & populus mecum desideret,
 audi. Diese

Diese sonderbare Erscheinung ist unlängst zu Wien ans Licht getreten. Sie ist uns so sinnreich und zugleich sowohl gegründet vorgekommen, daß wir unsern Lesern das Vergnügen nicht mißgönnen können, sie ganz zu lesen. Es geht also mit der deutschen Sprache so, wie zur Zeit der Glaubensreinigung, mit der Religion. Wer nicht faul war, der wollte ein Reformator werden, und sich eine eigene Secte stiften. So will sich jezo ein jeder zum Sprachlehrer aufwerfen, und sich wenigstens durch neue Verwirrungen, die er in derselben anrichtet, einen Namen machen. Von der Popowitschischen Sprachlehre selbst, die durch ihre Seltsamkeit soviel Aufsehens gemacht, reden wir nächstens, wenn wir sie ganz herbekommen werden. Soviel ist merkwürdig, daß diese Kritik derselben, mit Beystimmung des daselbst niedergesetzten Censur-Collegii gedrucket worden; und also für keine Schmähschrift zu halten ist: sintemal auch die Verfasser derselben dort zur Gnüge bekannt sind.



Samuel von Butschky, an den in der deutschen Sprachgeschichte unbewanderten Leser!

Da ich die Ehre habe, gegenwärtiges Sendschreiben auszufertigen, ist es zuvörderst nöthig, den Leser von dem ehemaligen Schicksale des Verfassers zu unterrichten, und zugleich das Räthsel zu erklären, wie es zugegangen, daß eine deutsche

deutsche Schrift wie diese, durch mich verhochdeutschet werden müssen.

Silip von Zesen, sonst Philipp Blau genannt, stand vor hundert Jahren, als ein deutscher Sprachlehrer in nicht geringem Ansehen. Seine patriotische Liebe zur Muttersprache, die er mit einer nicht gemeinen Gelehrsamkeit, und gründlichen Kenntniß vieler fremden Sprachen verband, verschaffte ihm die Ehre, daß er im Jahre 1648. zum Mitgliede der fruchtbringenden Gesellschaft, unter dem Beynamen des Wohlsetzenden ernennet ward. Dieser erlauchte Orden versprach sich die schönsten Folgen von dem Eifer eines Mannes, welcher alle seine Wissenschaft, allen Wiß, und alle seine Kräfte auf die Ausbesserung und Bereicherung der deutschen Sprache wendete. Allein man betrog sich in dieser Hoffnung. Alles Gute, welches Zesens unermüdeter Fleiß hätte stiften können, ward durch seine eigensinnige Liebe zu kindischen Neuerungen vernichtet. Lappische Wortspiele, und neuerfundene Wörter beschäftigten seine Einbildungskraft am meisten. Er suchte die Schönheit und Stärke der Sprache in bloßen Buchstaben, und fieng zu dem Ende eine seltsame Musterung unter denselben an. Hier glaubte er „den Wunderschacht zum unerschählichen Steine der Weisen eröffnet, und gewiesen zu haben, wie das lautere Gold und der unaussprächliche Schatz der hochdeutschen Sprache unsichtbarlich durch den Trieb der Natur von der Zunge entsprüßet.“ Aber eben diese wunderbare Entdeckung brachte den guten Zesen um seinen Ruhm;

Ruhm; und je hartnäckiger er seine neue Schreibart vertheidigte, destomehr ward er von allen vernünftigen Deutschen verspottet. So macht sich die Gelehrsamkeit zum Gelächter, wenn sie von dem Wege der gesunden Vernunft und des guten Geschmackes abweicht.

Unter dessen da man unsern Sprachlehrer auf einer Seite einen Sonderling, einen Sylbenstecher und Buchstabenklauber schalt, fehlte es auf der andern Seite an einer Menge wunderlicher Köpfe nicht, welche sich in seine ausgeträumten Neuigkeiten vergaffeten, und den Jesen als einen wunderthätigen Retter und Beschirmer der hochdeutschen Helden Sprache betrachteten; dessen Lob und großes Weltgerüchte ewig befeset stehen mußte. Ich Samuel von Butschky und Rutinsfeld, der ich dieses schreibe, war unter der großen Anzahl Sinnenkinder, welche Jesens Kopsarbeit aufgewakert hatte, nicht der letzte. Die unaussprechliche Stärke der Buchstaben hatte mich dergestalt bezaubert, daß ich ein noch ärgerer Sprachkezer, als Jesen selber ward. Als ein ehrlicher Wasserpolack hielt ich die gestrichelten Umlauter in der Slavonischen Sprache für das meisterlichste Kunstmittel, dessen unsere Muttersprache unmöglich entbehren dörste. In der Absicht, das liebe Vaterland mit einem solchen Schatze zu bereichern, legte ich zu Breslau und Schweidnitz eigene Druckereyen an, und beschenkte die deutsche Welt in den Jahren 1649. 1650 u. s. f. mit unterschiedenen Büchern meiner Art, worinnen die gestrichelten wendischen Buchstaben mit der gewöhnlichen

chen deutschen Schrift ungemein lustig abwechselten. Ich jauchzete schon vor Freuden über die Lobsprüche, womit mich Deutschland „wegen meiner „durch die völgütige Natur mir mitgetheilten Schreib- „erfindungskraft beglückwünschen würde: „ Aber leider! Mein Frohlocken ward zu Wasser. Hatte man den Zesen verlachtet, so ward ich gar ausgezisset. Er sank mit Murren über seine Kunstrichter in das Grab; und ich gieng seufzend, über den Undank der Deutschen, zu meinen Vätern.

Allein der Tod hebt alle Vorurtheile auf. Bey meiner Ankunft in dem Lande der Geister verschwand die Decke von meinen Augen, die mich im Leben verhindert hatte, den Schimpf einzusehen, den ich mir durch meine seltsame Schreibart nothwendig zu ziehen müssen. Anstatt mich ferner über den Undank der Nachwelt zu beschweren, verdamnte ich vielmehr meine eigene Thorheit, die mich so lächerlich gemachet hatte. Jemehr die Anzahl patriotischer Gelehrten zunahm, welche ihren Fleiß auf die Verbesserung der deutschen Muttersprache wendeten; je mehr sich ihr Ruhm vergrößerte, weil sie bey ihrer Bemühung der Bahne der Vernunft folgten; desto mehr nahm meine Schwermuth überhand. Aus Scham über meine Ausschweifung verbarg ich mich in einen finstern Winkel, um den Augen so vieler berühmten Sprachlehrer auf ewig zu entgehen. Sechzig Jahre hatte ich bereits in dieser traurigen Stellung zugebracht, als im jüngstverwichenen Hornung der oftbemeldete Philipp von Zesen von ungefahr in meinen Winkel gerieth. Nachdem er mir seine

seine Freude über diese unverhoffte Zusammenkunft bezeuget; zog er einen Brief an einen neuen Sprachlehrer hervor, welcher, wie er sagte, unser altes verfallenes Gebäude mit einer edelmüthigen Kühnheit zu erneuern bereit wäre. Er bath mich, daß ich als ein Wasserpolack und halber Landsmann dieses Gelehrten, die Mühe über mich nehmen, und den Brief sauber abschreiben, die Rechtschreibung aber in allen Stücken derjenigen Vorschrift gemäß einrichten möchte, welche unser Held, zum besondern Troste der deutschen Sprache, zu ertheilen für gut befunden hätte. Die Ehrfurcht gegen meinen ehemaligen Anführer ließ nicht zu, ihm eine so geringe Sache zu verweigern: Ich ergriff also die Feder, und entwarf die Aufschrift des Briefes, nach Zesens Willen, folgender Gestalt:

Dém

Kühnhérrlichen Weltwunder auf dem pazirnen
 Wáuzláge téußer Erden, dem Philosephiſchen
 Helden, wélxer die fláatternd und fláatternden Áis-
 griffe neidiſcher sráßfucht, wie einſens Simſon die
 Píliſer mit dem Eſelsbáckenknochen zu boden
 Wágt, und wélxer unter den Zéſiániſchen Gláidern
 der néunſándigen HânſeWáſt, und im érzWreine
 des hóxdeuſſen hélicóniſchen - Róſen - Álien - und
 Nagleindráles den érsen Ráng mit Néxt
 erhétet.

Kaum hatte ich diese Aufschrift zu Ende gebracht, als Zesen bey Erblickung ihrer buntschäckigten Gestalt überlaut zu schreyen anfang. Das lächerliche Buchstabenfieber, welches ihm 65. Jahre nach seinem Tode noch angeklebet, verließ ihn auf einmal. Er erkannte mit später Reue den Nachtheil, welcher der guten Sache aus dergleichen eigen sinnigen Grillen, und unnöthigen Grübelen erwachsen würde. Anstatt daß er auf die Fortsetzung dieser neuen Orthographie hätte dringen sollen, bath er mich vielmehr himmelhoch, in der Rechtschreibung es bey dem vernünftigen Gebrauche anderer berühmten Sprachlehrer zu lassen, und zugleich sein Sendschreiben von allem darinnen befindlichen schwillstigen und undeutschen Wesen zu säubern.

Sieh, geneigter Leser! auf solche Art bin ich zu der Ehre gelanget, das deutsche Sendschreiben eines alten Sprachlehrers aufs neue zu verhochdeutschen. Das ist es alles, was ich dir zu sagen gehabt. Lebe wohl!

Hochedler, und wohlzuehrender Herr
Professor!

Halt dich bey der Benennung des Ortes nicht auf, von welchem ich dir schreibe. Stoß dich auch nicht daran, daß ich diejenige Sprache mit dir rede, welche unter uns Todten gebräuchlich ist, die wir einander alle Du heißen. Ich habe dieses mit Fleiß voraus erinnern wollen, weil man mir eine gar seltsame

same Beschreibung von deiner wunderlichen Gemüthsart gemacht hat. Sey also versichert, daß ich nichts weniger im Sinne habe, als dich zu beleidigen: und daß meine Absicht vielmehr dahin gehe, dich von meiner Freundschaft zu überzeugen, wie du aus dem folgenden genugsam ersehen wirst.

Wisse demnach, daß deine neuen Anfangsgründe der teutschen Sprache, in unserm Reiche einen unerhörten Zustand erregt haben: so, daß es mir schwer fallen wird, dir eine ordentliche, und umständliche Beschreibung davon zu machen. Alle Sprachlehrer der alten und neuern Zeiten wurden durch diese Schrift wider dich aufgebracht, und der heftige Trieb, Wörter zu verfechten, ward bey ihnen aufs neue wieder rege. Ja so gar armenische, türkische, hebräische, griechische, schwedische, dalmatinische, illyrische, und glagolitische Sprachlehrer stunden wider dich auf, und beklagten sich insgesamt: daß du ohne Scheu ihre Sprachen ausplündertest, und selbige ihrer vornehmsten Buchstaben beraubtest. Ich allein unternahm es, dich gegen alle ihre Anfälle zu vertheidigen: denn du kannst versichert seyn, daß ich gleich bey dem ersten Anblicke deines Buches den stärksten Zug der Freundschaft zu dir empfand, und die vollkommene Aehnlichkeit mit Entzückung betrachtete, welche zwischen uns beyden herrschet. Damit dich aber diese wunderbare Uebereinstimmung eben so empfindlich, als wie mich rühren möge: so halte ich es für nöthig, dir einen kurzen Unterricht von mir zu ertheilen. Lerne also Philippen von Zesen kennen.

Ich hieß nach meinem Vater Blau; diesen Namen verwandelte ich in Cäsius, und ließ mich Zesen von Fürstenau nennen. Man gestand mir zu, daß ich ein wichtiger Gelehrter sey, dessen unverdrossener Eifer für die Ausnahme der deutschen Sprache allerdings zu loben wäre. Eine Menge Geheimnisse, die ich mir einbildete, in unserer Sprache entdeckt zu haben, erwarben mir eine ziemliche Anzahl Anhänger; ja ich hatte sogar Anbether unter ihnen, die mich über alle Sprachlehrer erhoben, und mich für einen Meister der Wohlredendheit, für einen erleuchteten Wortforscher, ja für ein Wunder meiner Zeit ausschrieten. Allein mein Freund! wenn dir diese Lobeserhebungen zur Aufmunterung dienen, so laß dich durch die Vorwürfe nicht niederschlagen, welche man jenen entgegen setzte. Ich würde selbige gern mit Stillschweigen übergangen haben, wenn wir einander nicht hierinnen am meisten ähnlich wären. Meine Widersacher, und dieses waren leider! alle diejenigen, an deren Beyfalle mir am meisten gelegen war, diese warfen meinen Schriften vor, daß sie nichts als eigensinnige, allzugesünstelte, und unnütze Neuerungen in sich enthielten. Man redete mir nach, daß ich für Mantel Windfang, für Pistol Sattelpuffert, u. d. m. gesetzt hätte. Man war damit nicht zufrieden, daß ich crimen stellionatus, das Laster der Sternbalgshaft, Jus postliminii das Recht der Entfremdungs-rache, verdollmetschet, und die Wortforschung die Auskündelung genannt hatte. Man spottete darüber, daß ich dem A, B, C, eine

eine andere Ordnung gab, als es in ganz Europa hatte, daß ich die drey Buchstaben C, Q, u. X, gänzlich daraus verbannete; und unter diesem Vorwande sein, für seyn, bei, für bey u. d. g. m. schrieb; daß ich es für nöthig erachtete, den langen, oder scharf langen Laut der Vocalen mit einem einfachen Ueberstrichlein, hingegen der Selbstlauter tönende Länge, mit einem zweifachen Ueberstrichlein, oder mit einem Hütlein auszubilden; und daß ich mich so heftig darüber beschwerte, daß meine Schriften nicht nach meinem Sinne könnten gedruckt werden, weil in den Druckereien solche bezeichnete Buchstaben mangelten. Man beschuldigte mich endlich, daß ich mit fremden oder fremdscheinenden Wörtern in unserer Sprache allzu unbarmherzig umgienge; in der Rechtschreibung eigensinnig und pedantisch, in Einführung neuer Wörter aber allzuverwägen wäre. Man nannte mich einen etymologischen Schwärmer, und orthographischen Kezer; und warf meinen Schriften vor, daß sie voller Bitterkeit, in einer polternden und ungesitteten Schreibart abgefaßt, und mit fremden und nicht zu meinem Endzwecke gehörigen Dingen angefüllet wären. Mit einem Worte: man machte es so arg, daß ich mich genöthiget sah, meine Zuflucht zu der deutschgesinneten Genossenschaft zu nehmen, zu welcher ich gehörte; und selbige anzusehen, daß sie mir, ihrem verschmähten, und verleumdeten Mitgliede, unverzüglich Hülfe leisteten, und den Spottvögeln das unverschämte Lä-

stermaul stopfen möchten, um es, wo es möglich, dahin zu bringen: daß dergleichen zweibeinigtes Müllervieh die Rosen und Lilien hiernächst unangeregiget lassen müßte.

Sieh, mein werther Pylades, diese und andere dergleichen Umstände mehr bewegen mich, dich als mein andres Ich zu betrachten. Bewundre dich also nicht über den Eifer, mit welchem ich dich in unserm Reiche zu vertheidigen gesucht habe: allein sey auch versichert, daß es mich nicht wenig Schwelß und Mühe kostet, deine Vertheidigung ganz allein gegen alle über mich zu nehmen; und daß ich hierzu allen den hartnäckigen Muth nöthig gehabt habe, welcher Leute unsres gleichen zu beseelen pflegt.

Es kam also die ganze Schaar unter der Anführung der beyden Kaiser, Karls des Großen und Maximilians wider mich angezogen. Nahe bey diesen Monarchen befand sich Ottfried aus dem neunten Jahrhunderte, welchem eine Menge anderer deutscher Sprachlehrer nachfolgten, die in den darauf folgenden Jahrhunderten ihrem Vaterlande zur Ehre geschrieben haben, als da sind: Süntheim, Ickelsamer, Ostrofrank, Velinger, Clajus, Sattler, Meichsner, Kohlros, Buscher, Werner, Tielemann, Olearius, Gueinz, Schottel, Girbert, Becherer, Wolf, Vorst, Poelmann, Dudor, Prasch, Hornschuh, Boedicker, Stieler, Alsted, Langjahr, Tiz, Arnold, Schröter, Schilter, Eccart, Eggenolf, Löscher, Henschel, Tscherning, Marx, Schmocher, Frisch, Schiele, Fuchs, und andre mehr.

Alle überhäufeten mich mit Vorwürfen, und spotzten über den unmäßigen Eifer, mit welchem ich mich deiner annahm. Sie wollten meine Entschuldigung, daß ich mich genöthiget sähe, dich als meinen getreuen und würdigen Nachfolger zu vertheidigen, nichts gelten lassen. Mir, sagten sie, mir wäre als einem gebohrnen Deutschen noch eher ein deutsches Ohr und Geschmack zuzutrauen gewesen, als dir, der du ein gebohrner Wende wärest *, dessen Gehör gleich von seiner zarten Kindheit an, durch eine ungeschliffene und rauhe Sprache wäre verwöhnet worden, die aus einem Gemenge von verschiedenen andern ungelehrten Sprachen bestünde; welches dich durchaus untüchtig machte, unsre Sprache anders, als den bloßen Augen nach zu beurtheilen. Außer dem habe sich die gründliche Gelehrsamkeit zu meinen Zeiten, das ist vor hundert Jahren, noch nicht so sehr von der Grillensfängererey unterschieden als wohl bey jetzigen Zeiten. Heut zu Tage habe man vernünftige Grundsätze fest gesetzt, nach welchen

S 5

* Sieh die Vorrede der Untersuchung vom Meere, pag. 9 heißt es: „Ich bin kein gebohrner Deutscher, zudem komme ich aus solchen Ländern: derer Lehrer selbst nicht wissen teutsch zu schreiben; in derer Schulen von der Verbesserung der Landsprache, und der Ausübung einer zierlichen teutschen Redart, mit keinem Worte gedacht wird.“ Pag. 10. sagt d. B. Daß er keine sonderliche Lust habe, sich künftig viel mit teutschen Aufsätzen zu beschäftigen; allein pag. 14 kommt ihm die Lust wieder an: „Zu künftiger Niederschreibung mehrerer dergleichen (teutschen) Wahrheiten, liegt schon wieder eine Feder in Bereitschaft.“

chen man sich unumgänglich richten mußte. Die Vernunftlehre sey so hoch gestiegen, daß man jetzt nicht mehr mit wunderlichen Einbildungen, leeren Träumen, und mit ungesägten Gedanken aufgezogen kommen dürste. Der einfältigste Mensch sey im Stande, eine Sprache zu verändern; allein selbige zu verbessern, sey eine der wichtigsten und schwersten Unternehmungen; wozu viel Zeit, viel Uebung, und eine gründliche Erkenntniß der Weltweisheit erfordert würde. Ja bey allem dem mußte man noch mit einem feinen und sichern Geschmacke von der Natur begabet worden seyn, um den Gebrauch der besten Schriftsteller unterscheiden, und zu seinem Nutzen anwenden zu können.

Ich fragte sie hier, wie sie so sehr wider dich eingenommen seyn, und dir sogar die Erkenntniß der Weltweisheit absprechen könnten? Ob sie nicht gestehen müßten, daß aus deinen so bitteren Klagen, die du darüber führtest: daß die Verfertigung des Alphabeths nicht von Philosophen wäre besorget worden, nicht deutlich erhelle, daß du ein Weltweiser seyn müßtest? Ich wollte weiter reden, als mir Kaiser Karl der große in das Wort fiel, Wie? Zesen! redete er mich zornig an, du unterstehst dich gar, deinen Klienten für einen Philosophen auszugeben? Du würdest mir sehr elende Begriffe von dem jetzigen Zustande der Gelehrsamkeit meines Deutschlands machen: wann ich nicht zum voraus wüßte, daß selbiges, eben was die Weltweisheit anbelanget, allen übrigen Ländern den Vorzug streitig machen könne. Hier erblickte dieser große Kai-

fer den eben so großen Leibnitz, welcher etwas von der Gesellschaft entfernt, einer neuen Wahrheit nachdachte, die den Erdfreis von neuem erregen, und zu großen Unternehmungen anfrischen sollte. Der Kaiser rief ihn zu sich; ist es wahr, Leibnitz, redete er ihn an, soll ich dem Jesen glauben, daß sich die ickigen Weltweisen Deutschlands mit A. B. C. Anmerkungen beschäftigen, und sich darum bekümmern, wie man Buchstaben zeichnen, drucken, oder buchstabiren solle? Großer Kaiser, versetzte Leipzigs Confucius, du bist allzuwohl von dem Zustande deines Reiches unterrichtet; um diese Frage im Ernste an mich zu thun. Du weißt, daß alle diejenigen, welche nur halbigt gewohnet sind von der Beschaffenheit der Dinge zu urtheilen, nichts für willkührlicher halten, als die Zusammensetzung der Töne, und die Zeichen, womit diese gebildet werden. Wer weiß nicht, daß alle ihre Bedeutung bloß davon abhängt, daß ein ganzes Volk selbige so, und nicht anders angenommen hat?

Dieses, erwiederte der Kaiser, habe ich gleichfalls in Erwägung gezogen, als ich darauf bedacht war, der deutschen Sprache ein besseres Ansehen zu geben; und als ich mir vornahm, für selbige Regeln zu verfassen. Ich nahm das griechische, und lateinische Alphabeth zu Hülfe, ohne mich darum zu bekümmern, was dieser oder jener Buchstab für eine Gestalt hätte; und ob er nach selbiger diesem oder jenem laute gemäß, sey. Auf was für Ausschweifungen würde ich nicht gerathen seyn, wann ich die Grundsätze der Vernunftlehre aus den Augen gesezet hätte: da ich in allen meinen Ländern mehr als 78. Doppellaute,

und

und fast eben soviel Töne der Selbstlaute antraf? Dieser große Kaiser schloß mit einem eifrigen Wunsche, daß doch der Himmel seine morgenländische Markt vor der Schande bewahren möchte, solchen ungereimten Einfällen nachzufolgen! Hierauf verließ er, unter der Begleitung Leibnizens, die Versammlung.

Ich muß es gestehen, die Ehrfurcht, welche das Ansehen zweener so großen Männer in mir erweckte, schlug auf einige Zeit alle meine Standhaftigkeit darnieder; und ich hörte den übrigen, ungeachtet der Halsstarrigkeit, womit ich meine einmal angenommene Meinungen zu verfechten pflege, sehr gelassen zu. Man beschuldigte dich also, daß niemand aus deinem Vortrage flug werden könnte, wenn du von der Mundart, und wenn du von der Schreibart redetest: daß du selbst öfters in einem Athen mehr als zehnerley Mundarten annähmest, und sehr oft über ein dünnes oder dickes A, und O, weg zu stolpern pflegtest: daß du alles weit schwerer machtest, als es in der That nöthig wäre; da man doch die an sich schwere Sprache vielmehr erleichtern sollte: Du hieltest dich unaufhörlich bey Buchstaben und einzelnen Wörtern auf; und wärest einem Chymisten gleich, der andere die Malerkunst lehren sollte, von welcher er aber selbst nichts verstünde, als die Zubereitung der Farben, welche er sehr weitläufig nach der Bergwerks-Wissenschaft, und nach den Grundsätzen der Scheidekunst beschrieb, damit er nur nicht genöthiget würde, von der Malerey zu reden, von welcher er nichts vorzubringen wüßte. (Die Fortsetzung folgt künftig.)



V.

Fortsetzung des Amilecs, oder von den Samkörnern der Menschen.

Amilec ward durch einen Aerntegeist unterbrochen, der plötzlich hineintrat, und sagte: Es mag sich damit bemengen, wer da will! Ich habe nichts damit zu schaffen. Eher wollte ich die Wahrheit unter den Philosophen suchen! Weil du einige Geschicklichkeit an mir findest, so überhäufest du mich mit dem Allerschwersten. Was habe ich nicht für Mühe gehabt, Samkörner von unsträflichen Richtern zu finden! Hätte ich nicht nach einem so mühsamen Auftrage, ein wenig Ruhe verdienet? Da soll ich nun abermal Körner von Geistlichen, die von rechtem Schrot und Korne sind, sammeln. Wo soll ich sie hernehmen? Es giebt gar keine mehr; oder, wo es ja noch einige geben mag, so sind sie mit einer so erstaunlichen Menge falscher Samen vermischet, daß es unmöglich ist, sie abzusondern. Man denket guten Priestersamen zu sammeln, und man bekommt alle Hände voll Mönchskörner. Vor zehn oder zwölf Jahrhunderten hätte man mir dieses Geschäft auftragen sollen! da hätte ichs eine Menge liefern können! Allein damals dachtest du, es könnte nimmer daran gebrechen! und machtest dir nur mit den Körnern etlicher schamhafter Jungfern, tugendhafter Weiber und keuscher Witwen zu schaffen; ja konntest ihrer niemals genug bekommen! Indessen ist die Aerntezeit

gutes

gutes Priestersamens vorbehey: und diese Arbeit ist dir zu spät eingefallen!

Nach dieser Rede gab er dem Amilek eine sehr kleine Büchse, die nur halb voll war: das war die ganze Frucht seiner Arbeit. Amilek nahm sie, und sprach: Geh nur, und sey fleißig; aber laß den Muth nicht sinken. Wenn du nur recht suchest, so wirst du schon gottselige Männer, und Gelehrte finden, die ihrer Vernunft nicht trauen; reiche Prälaten, die nur empfangen, um zu geben; eifrige Hirten, die nicht vor Weichlichkeit mitten in ihrer Heerde einschlafen. Auch die Apostelkörner sind noch nicht ganz erschöpft. Du wirst freylich wenige, aber gleichwohl noch etliche finden.

Nachdem er also den Geist abgefertiget hatte, warf Amilek die Priesterkörner in ein Sieb, welches die guten von den bösen absonderte. Er rüttelte es, und siehe! mehr als die Hälfte fielen durch. Sie waren von verschiedenen Farben, schwarze, weiße, graue, bunte! Amilek siebte fort, bis endlich ganze Klümpchen von sectirischen Körnern durchhagelten, die wider einander stießen, und den Haß und Neid anzeigten, der sie einmal beleben würde. Amilek stäubte alles, was durchgefallen war, in die Luft; das Uebrige hob er auf.

Kaum war es eingepacket; als ein andrer Sammelgeist hereintrat. Dieser war schrecklich müde, und trug einen entsetzlichen Sack her, der bis oben an voll war. Was ist das für eine Art von Menschen, die so sehr hecket? fragte ich den Amilek. Dieser Sack, erwiederte er, ist voller Schriftsteller.

lerförner. Erschrick aber nicht über ihre Menge. Wenige darunter taugen etwas; aber die guten von den bösen abzusondern, das ist eine von unsern mühsamsten Arbeiten. Du sollst es mit ansehen.

Sogleich ließ er ein Fenster gegen Mittag; und ein anders gegen Norden aufmachen. Vier von den stärksten Geistern bemächtigten sich indessen des Sackes, hoben ihn so hoch als sie konnten, kehrten ihn um, und als ob sie ihn ausschütten wollten. Amilek näherte sich, und lösete die Schnur auf, die ihn verschlossen hielt. Die Körner fielen mit Ungestüm, wie ein Strom von Staube heraus; den der Mittagswind zum nordlichen Fenster hinaustrieb. Diese Staubwolke, die du davon fliegen siehst, besteht größtentheils aus Romanschreiber- und schlechten Dichterkörnern; elenden Abhandlungsmachern, und Verfassern kleiner Scarteken, die man im Traume schreibt, mit Zuversicht drucken läßt, und die ohne zu wissen warum? abgehen. Allein, wie du siehst, so hat der Wind fast alles, was im Sacke war, fortgetrieben; und kaum ist der tausendste Theil übrig geblieben, der durch sein Gewicht der Luft widerstanden hat. Allein selbst von diesem kleinen Ueberreste ist noch viel abzusondern.

Indem er dieß sagte, empfing er von einem dastehenden Geiste, eine kleine Kugel, die von Golde zu seyn schien. Er legte sie mitten unter die Körner, die auf den Boden gefallen waren: und ich sah, daß die Hälfte ungefähr sich plöglich zu derselben näherte, die andere Hälfte aber eben so schnell davon entfernete. Ich hörte, daß in dem Mittel dieser

Kugel

Kugel ein Korn eines weisen Mannes wäre, der durch sympathetische und antipathetische Kräfte, die gescheiden Schriftsteller an sich zog, die verwegenen, unruhigen, u. verführenden aber von sich stieß; deren gefährliches Talent es ist, das Laster vor den Augen der Blödsinnigen beliebt zu machen, und das, was klar ist, zu verdunkeln; ja selbst in den Schooß der Ruhe den Samen der Unruhe zu pflanzen.

Nach gescheneher Absonderung sammlete ein Geist, die Körner, so sich der Kugel genähert hatten; ein anderer kehrte die entflohenen zusammen, ein dritter brachte ein viereckigtes Büchsen, dessen Deckel von sehr dünnem Bleche war. Dieß ist die letzte Probe, sprach Amilek, auf welche wir den Schriftstellersamen stellen. Als die Büchse auf den Tisch gesetzt war, breitete man ein wenig Körner, die gut befunden worden, auf den Deckel aus. Wie erschrock ich nicht, als beynabe drey Viertel davon augenblicklich verschwanden! Ihr werdet gar nichts davon übrig behalten! rief ich ganz bewegt. Es wird freylich wenig übrig bleiben; versetzte Amilek, aber das wird auch gut seyn.

Diese Büchse enthält ein Korn von jedem Originalschriftsteller, die, seitdem man Bücher schreibt, gelebet haben. Die auf den Deckel gestreueten und verschwundenen Körner sind aus den diebischen, zusammenschmierenden, auslegerischen und andern solchen Schriftstellern gesammelt. Ihr Wesen gehöret nicht ihnen selbst, sondern den Originalschriften, die in der Büchse sind. Ein jeder zieht das

das seinige an sich; und die gelehrten Diebe behalten nichts übrig; darum verschwinden sie.

Wie sehr wäre es zu wünschen, setzte Amilek hinzu, daß die Menschen dieß Geheimniß wüßten, die Werke verschiedener Schriftsteller so zu prüfen, wie wir die Körner prüfen! Was für Mühe würde man den Studirenden ersparen! Wie klein würden nicht die großen Bibliotheken werden, deren Größe euch erschrecket! Wie wenig würde von den menschlichen Wissenschaften übrig bleiben! das allermäßigste Gedächtniß würde nicht überladen werden.

Indem man die Körner einpackete, die alle Proben überstanden hatten, davon ich geredet habe, trat ein Geist herein, der alle meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Anfänglich glaubte ich nicht, daß er auch ein Sammler wäre; er hatte weder Sack noch Büchse. Er trat zum Amilek, und gab ihm ein kleines Tütchen. Es ist ein Glück, sprach er, daß wir noch mit den nöthigen Liebhaberkörnern versorget sind: denn ich bekenne es, es giebt auf dem ganzen Erdboden fast keine mehr. Nichts nahm mich mehr Wunder, als diese Rede. Wie? unterbrach ich ihn: Woher kömmt du, mein guter Geist? und wo hast du gesammelt? fragte ich ein wenig spöttisch: denn ich fieng schon an mit den himmlischen Bewohnern ein wenig bekannter zu werden.

Ich habe in deinem Vaterlande geärntet, sprach er störrig; ich habe dich auch gesehen, aber ich mochte von deinen Körnern nichts haben. Amilek fieng überlaut an zu lachen; alle seine Geister folgten ihm, und ich ward verwirret. Gleichwohl näherte ich

mich dem Amilek so sehr ich konnte, und sagte ihm ganz leise: Du hast da einen schlechten Arbeiter; er kömmt aus einem Lande, wo die Liebe aufs unumschränkteste herrschet. So viel Menschen man da sieht, so viel Liebhaber sind es. Ein Geist darf nur die Hand ausstrecken: so wird ihm der Samen davon von sich selbst hinein fallen. Ich weiß also nicht, was eure Sammler machen, und womit sie ihre Zeit verderben: aber gewiß hat dieser sonst einen Zeitvertreib gehabt!

Du irrest, versetzte Amilek. Er hat in deinem Lande soviel Liebhaber nicht gefunden, als du wohl denkst. Es ist wahr, man redet nirgends besser von der Liebe, als daselbst: aber man liebet am wenigsten. Kennest du die Liebe? Es giebt zwei Arten davon. Die eine ist hitzig, gährend, heftig, und sehr geschwäßig; und saget immer mehr, als sie empfindet. Es ist ein Feuer, gleich den Funken, an Glanz, Lebhaftigkeit, und kurzer Dauer. Es giebt aber noch ein zärtliches, blödes, verschwiegenes, das nicht so glänzend, aber beständiger; nicht so schwachhaft, aber redlicher: nicht so feurig, aber dauerhafter ist. Es entspringt aus der Natur, nicht aus Eigensinne, wächst mäßig, verbindet sich aus guter Wahl: und wenn es einmal mit seinem Gegenstande vereinigt ist, so kann sie nichts abwendig machen.

Die erste verdienet fast nicht den Namen der Liebe, und diese findest du in Frankreich; die andre ist daselbst fast gänzlich unbekannt. Der Geist, den du der Faulheit beschuldigest, ist in funfzig Jahren nicht

nicht wiedergekommen. Er hat diese Zeit immer bey den zärtlichsten Liebhabern zugebracht. Du siehst, wie selten die Körner derselben sind: denn kaum hat er dieß Tütchen voll finden können. Allein selbst von dem wenigen, werde ich nicht viel aufheben können.

Indem Amilek noch redete, gab man ihm ein kristallen Gefäß, welches mit einem sehr klaren und wohlriechenden Wasser erfüllet war. Er öffnete das Tütchen, und schüttete die Liebhaberkörner dahinein, die anfänglich alle oben schwommen. Dieß Wasser, sprach er, ist das Prüfungsmittel der Liebhaberkörner. Ob es gleich sehr flüchtig ist, so erhält es doch seine Kraft sehr lange; und ich darf nur alle 300 Jahre neues haben. Dieses zu verfertigen habe ich vier Unzen ätherische Materie, vier Grane Einflüsse vom Venussterne, und von den sympathetischen Ausflüssen Leanders und der Hero, von jeder Art ein halb Pfund genommen. Ich habe sie vermischet, und daraus ist dieß Probewasser geworden. Siehst du, wie ein Korn nach dem andern zu Boden fällt! Das sind Körner wahrhafter Liebhaber! Sie haben mit dem Prüfungswasser viel gemein, daher saugen sie es in sich, und sinken zu Boden; wie die Theeblätterchen, wenn sie das Wasser in sich ziehen. Die übrigen würden ewig oben schwimmen, ohne sich vollzusaugen, oder zu sinken. In einer Viertelstunde wird man dieselben wegthun, und es wird mehr als die Hälfte oben bleiben. Die andern wird man trocknen und aufheben.

Ich erstaunte über alles, was ich sah und hörte.

Ich hätte geschworen, daß mein Vaterland zwanzig solche Vorrathshäuser, als Amileks seins, mit Liebhäberrörnern anfüllen müßte. Allein ich irrte sehr. Ich hub an, nach dem bisherigen einen Ueberschlag zu machen; und fand nach reifer Ueberlegung: daß unter 1000 Seufzenden meines lieben Vaterlandes, kaum fünf oder sechs seyn möchten, deren Körner in dem Probewasser sinken würden.

Das übrige nächstens.

VI.

Ovids zwentes Buch trauriger Gedichte. Ein Sendschreiben an Augusten.

übersetzt von G. A. J. 1753. *

Was mach ich noch mit euch, verworfne Elegien!
Die ihr mir Müß und Fleiß mit bitterer
Quaal vergällt?

Wie könnt ihr Musen! mich schon wieder an euch ziehen?

Ist's etwa nicht genug, daß ihr mich einmal fällt?
Bloß meine Lieder sinds, die Cäsars Zorn erwecket,

Nachdem er neulich erst mein Buch vom Lieben sah.
Nimm meine Lieder weg, so ist die Schuld bedeckt;

So kömmt mein Lebenslauf sonst keinem Laster nah.
Den

* Dieses Stück, und noch ein weit größeres von mehr als 600 Versen, ist uns als eine Probe einer Uebersetzung des ganzen Werkes, zugesandt worden. Wir theilen es unsern Lesern in eben der Absicht mit; und glauben, daß der uns unbekante Herr Verfasser keine geringe Geschicklichkeit besitze, den ovidischen Geist und Ausdruck zu erreichen. Auch seine Verse sind, bis auf ein Paar Reime, schön.

Den Vorthail hat sich nun mein großer Fleiß erworben;
 Nun stürzet mich die Kunst, die mich so oft be-
 müht.

O! wär ich klug genug, der Trieb wär längst erstorben,
 Der mich zu dem Altar der falschen Musen zieht.
 Ist greift die wunde Hand schon wieder nach dem
 Feuer,

Das ihr so schädlich war: wie thöricht bin ich nicht!
 So hält der Fechter noch den Kampfplatz werth und
 theuer,

Wo er besieget wird, und andern Kränze slicht.
 So wagt ein schwaches Schiff, das kaum dem Sturm
 entgangen,

Sich dennoch wiederum in die gethürmte Fluth.
 Kann Telexhus die Hülff nur von der Hand empfangen,
 Die ihn verwundet hat: vielleicht wird mirs so
 gut.

Vielleicht läßt sich der Zorn durch Lieder wieder stillen,
 Den Lieder erst gereizt, und gegen mich erhist.
 Ist beugt ein sanftes Lied der Götter strengen Willen,
 Daß kein ergrimmtter Stral auf unsre Scheitel
 blickt.

Darum läßt Cäsar selbst Dianens Lob besingen,
 Und unsrer Schönen Mund rufft ihre Gotttheit an.
 Er ließ zu Phöbus Ruhm so manche Lieder klingen,
 Beym Feste, das ein Mensch nur einmal seyren kann.
 O möchte, milder Fürst, dieß Beyspiel dich erweichen,
 Und dein erzürnter Blick mir nicht mehr schrecklich
 seyn!

Es müßte Scham und Zucht von meiner Stirne weichen,
 Geständ ich deines Zorns Gerechtigkeit nicht ein.

Doch, ist er gleich gerecht, so mußt du dieß bedenken:

Es findet ohne Fehl auch kein Vergeben statt.

Ist kannst du dich zu mir mit Gnad und Großmuth
lenken,

Nachdem mein Unalückstern mich so erniedrigt hat,
Ließ Jupiter so gleich sein Feuer auf uns bligen,

So oft wir Sünde thun: wo nähm er Pfeile her?

Sein Donner brauset zwar, und dräuet zu zerschlagen;

Doch macht er auch die Luft von Wolken wieder leer.

Drum heißet er mit Recht der Götter Fürst und Vater,

Der Herrscher in der Welt, dem niemand gleichen kann.
Du bist des Vaterlands Regierer und Veracher;

So nimm auch Jupiters gepriesne Sitten an.

Wiewohl, das thust du schon. Wann hat man je er-
fahren,

Daß so ein Fürst, wie du, voll sanfter Huld regiert?
Oft liegest du das Blut der Ueberwundnen sparen,

Die doch im Sinn bereits das Beil auf dich geführt.

Wie manchen hast du nicht beschenkt und hoch erhoben,

Der doch dein ärgster Feind, und dein Verfolger
war!

So bald es Friede ward, war auch dein Zorn verstorben:

Und Feind und Sieger trug den Tempeln Opfer dar.
Und freut sich dein Soldat, weil er den Feind geschlagen:

So kann sich auch der Feind bey seinem Unstern
freun.

Ich hab ein bessres Recht; von mir kann niemand sagen,
Ich stimme ungetreu mit deinen Feinden ein.

Ich schwöre bey dem Meer, bey Himmel, und bey Erde,
Bey dir, der du ein Bild der höchsten Gotttheit bist:

Daß ich von meiner Treu niemalsen wanken werde,

Daß dir mein redlich Herz, mein Alles eigen ist.
Stets

Stets seufzt' ich für dein Wohl, und für dein langes Leben:
 Und wer nur dieß gewünscht, dem trat ich willig bey.
 Voll Andacht hat die Hand den Weihrauch hingegeben,
 Wenn Rom die Götter bath, daß Cäsar glücklich
 sey.

Die Bücher, die ich schrieb, selbst die, so mich gestürzet,
 Sind, Herr! von deinem Ruhm an tausend Orten voll.
 Nimm nur das größte Werk, so meine Flucht verkürzet,
 Daß die Verwandlungen und Wunder lehren soll:
 Da findest du das Lob von deinen großen Thaten;
 Da triffst du manches Pfand von treuem Eifer an.
 Mein schwacher Lobspruch zwar kann deinem Ruhm nicht
 rathen;

Der ist bereits zu groß, als daß er wachsen kann.
 Du bist wie Jupiter. Doch dieser ist's zufrieden,
 Wenn ihn der Dichter Kiel zum Stoff der Lieder wählt;
 Und nie wird ein Gedicht ihn, wie ich glaub, ermüden,
 Das die erhitzte Schlacht des Riesenkriegs erzählt.
 Viel andre preisen dich mit wohlberedtem Munde,
 Und prächtig, wie es sich für deine Hoheit schickt.
 Doch, wie es Gott gefällt, wenn er in einer Stunde
 Auf warmes Opferblut von hundert Farren
 blickt:

So trägt er doch auch am Weihrauchsdunst Belieben,
 Den ihm ein redlich Herz bey seiner Armuth bringt.
 O grausam wilder Feind! der meine Kunst zu lieben,
 Die ich zum Scherze schrieb, dir in die Hände zwingt!
 Was ich zu deinem Lob' aus Redlichkeit geschrieben,
 Das lässet Neid und List nunmehr nicht vor dich.
 Doch da du zornig bist, wer wär mein Freund geblieben?
 Es fehlet gar nicht viel, so hast' ich selber mich.

Sinkt ein erschütteret Haus nur erst auf einer Ecke,
 So drückt die ganze Last auf diese Seite los;
 Wird etwas durch den Riß des Glückes mürb und lecke,
 So stehts dem nahen Fall durch eigne Schwere
 bloß.

So hat mir dann ein Lied des Volkes Haß errungen,
 Das, wie es billig ist, nach deinem Beyspiel thut!
 Allein es war mir doch schon ehemals gelungen:

Zeh denke wohl daran, du nannst mich fromm und gut.
 Zeh ritt beym Mustern jüngst auf jenem Ritterpferde,
 So du mir selbst geschenkt, getrost bey dir vorbey.
 Gesezt, daß Jugend nun niemals belobnet werde,

So blieb ich doch gewiß von allem Vorwurf frey.
 Zeh stund dem Richteramt der peinlich Angeklagten,
 Wie dem Centumvirat, ohn allen Tadel vor.
 Wenn zwo Parteyen mich zum Schiedesrichter machten,

So lobte mich auch der, der den Proceß verlohrt.
 Ja, leider! möchte nur das Letzte mir nicht schaden,
 Dein eignes Urtheil sprach mich aller Fehler los.
 Das Letzte stürzet mich. Mein Schiff, dems oft ge-
 rathen,

Durchs Meer und Fluth zu gehn, sinkt nun durch ei-
 nen Stoß.

Und zwar, so sinkt es nicht in einem kleinen Sprudel;
 Nein, alle Wasserwuth schlägt auf dasselbe zu.
 Des großen Oceans gesaminter Wellenstrudel

Deckt mich, und raubet mir die sonst genosne Ruh.
 O, warum muß ich, mir zum Unglück, etwas sehen!
 Warum ward ungefähr der Fehler mir bekannt?
 So wars, Actaon, auch so gleich mit dir geschehen,
 Als dein unschuldger Blick Dianen nackend fand.

Bei Göttern nämlich muß man auch den Zufall büßen;
 Sie strafen, wenn man sie gleich ohne Vorsatz
 trankt.

Es hat der Tag, da mich ein Irthum täuschen müssen,
 Mein klein doch frommes Haus in seinen Schutz
 versenkt.

Mein Haus, das klein zwar ist, doch schon vor vielen
 Jahren

Genug berühmet war, und keines Adel weicht;

Das weder Ueberfluß, noch Mangel je erfahren,

Und weder dürstige noch reiche Ritter zeigt.

Und war es wirklich klein an Herkunft und Vermögen,

So hat es doch mein Wis bekant genug gemacht:

Schien dieser gleich zu frey, sich an den Tag zu legen;

So hat er in der Welt mir dennoch Ruhm gebracht.

Wer ein Gelehrter ist, der kennt auch meinen Namen,

Und hält mich ungescheut den andern Weisern
 gleich.

Dem Haus, aus welchem nie die Musen traurig kamen,

Gab eine kleine Schuld den harten Unglücksstreich.

Es fiel! doch kann es auch gar leichtlich wieder steigen,

So bald Augustus nur den schweren Zorn gestillt:

Und seine Gnade selbst muß meine Strafe zeigen,

Die weit gelinder ist, als ich mir eingebildet.

Du wolltest nicht mein Blut, und schenkest mir das
 Leben;

O welche Mäßigung bey unumschränkter Macht!

Du hast mir überdas mein Haab und Gut gegeben,

Als hätte das Leben mir zu wenig Huld ge-
 bracht. &c. &c.



Lettre du Comte de Cataneo à l'illustre Mons. de Voltaire, sur l'Edition de ses Ouvrages à Dresde. A Berlin chez Vols
1754 in 12. 240 S.

Wen dem großen Ruhme, den sich Herr von Voltaire erworben hat, ist es kein Wunder, daß er sowohl viele Neider, als Lasterer bekommen hat. Allein das ist ein Wunder, daß er noch nicht mehr ernsthafte Gegner bekommen: da er sich doch, außer dem Fache der Poesie und des bloßen Wises, auch in die Philosophie, Mathematik und Geschichte gemenget; darinn aber allerhand paradoxe Meinungen auf die Bahn gebracht hat. Denn außer dem, was wider seine Geschichte Karls des XII. von einigen erinnert worden; was der sel. Probst Reinbek gegen seine Lehre von der Seele, und was Herr Prof. Kahl wider seine Metaphysik Newtons geschrieben; wels man fast keinen ernstlichen Widersacher seiner Schriften.

Hier aber steht endlich ein wälscher Graf auf, der, ob er wohl ein Bewunderer von dem großen Geiste und Wize ist, den Herr von Voltaire in so großem Maße besizet; dennoch mit allen seinen Lehren nicht zufrieden seyn kann, die er in soviel verschiedenen Schriften vorgetragen. Er ist gewiß nicht der einzige, der dergleichen Misvergnügen seit langer Zeit empfunden: ob er wohl der erste ist, der das Herz fasset, sein Bedenken darüber dreist heraus zu

zu sagen. Denn der blendende Glanz eines herrschenden Modescribenten ist so stark, daß er auch diejenigen, die ihn nicht eben überall bewundern, blöde machet, wider den Strom zu schwimmen, und einem allgemeinen Beyfalle zu widersprechen. Endlich aber finden sich doch Liebhaber der Wahrheit, die es ehrlich genug mit ihr meinen, sich auch öffentlich für sie zu erklären.

Herr Graf Cataneo ist ein solcher: und ob er wohl nicht allenthalben eine gleich starke Einsicht hat, die Schwäche seines Gegners völlig zu entdecken: so kann man ihm doch den Ruhm nicht streitig machen, daß er ihn in gewissen Stücken herzhast und glücklich angegriffen. Er hat sich mit Bedacht die Dresdener Ausgabe der Voltairischen Schriften erwählet, seine Einwürfe dagegen zu machen. Man weiß, wie leicht Herr von B. mit den Auflagen seiner Schriften übel zufrieden ist; wenn sie gleich auf seine eigene Veranstaltung gemacht, und von ihm selbst besorget worden. Die Dresdener hat er nun auf eine Zeitlang für richtig erklärt: folglich kann man sich so lange daran halten, bis irgend eine andre orthodoxer wird.

In dem I. Briefe machet der Herr Gr. Cataneo seinem Gegner die größten Lobsprüche von der Welt. Er suchet dadurch ihn und die Welt zu überzeugen: daß er keine unzeitige Tadelsucht, keinen Neid, keine Feindschaft gegen ihn hege, sondern ihn unendlich hochschätze. In der Dichtkunst und Beredsamkeit gesteht er ihm alle Lorbern zu, welche die alten Griechen besessen: und er will ihm dieselbe, auch in An-
 sehung

sehung der Philosophie und Geschichte widmen, wenn Herr von B. ihm nur seine Einwürfe erst beantwortet haben wird. Er entschuldiget sich wegen seiner Ungeschicklichkeit im französischen Vortrage derselben; ist aber genöthiget worden, französisch zu schreiben, weil man das italienische in Deutschland nicht brauchen könne. Er nennet Herrn von B. seinen Lehrer, wie er es auch in Ansehung eines großen Monarchen sey. Der Pabst selbst habe sich einmal auf ihn berufen. Zwischen so großen Leuten, und ihm, dem Verfasser, wäre ja gar kein Vergleich; u. s. w.

Der II. Brief handelt von der Historie. Nach dem Eingange, daß man nur Bücher beurtheilet, davon das meiste gut ist; lobet er die schöne Schreibart der voltairischen Geschichtsbücher, u. kömmt auf die Vorrede zu seinem XII. Karl. Hier saget Herr von B. Aristoteles hätte gesaget: der Unglaube sey der Grund aller Weisheit. Diese Stelle kann der Herr Graf nirgends finden, und bittet, sie anzuzeigen; will auch nicht glauben, daß Herr von B. den Zweifel für Unglauben genommen haben werde! Der Unglaube könne auch niemals einen Grund von etwas abgeben. Gleichwohl sehet Herr von B. dazu: sonderlich in Absicht auf die alte Geschichte. Ist dem also, fraget er; „was wollen Sie denn an die Stelle setzen? Denn „gewiß, die Offenbarung lieben Sie so wenig, als „die Astrologie!“

Er gesteht ihm zu, daß es Fabeln in den alten Geschichten gebe, die der gesunden Vernunft zuwider laufen; und daß man davon nichts glauben dürfe. Aber wenn es auf die besondern Wunder in der römischen Geschichte ankömmt, welche von eben denen Geschichtschreibern erzählt werden, die, wenn sie von Königen und Consuln, Zehnmännern, Karthago und der pharsalischen Schlacht schreiben, glaubwürdig sind: so kann er den Unterschied nicht finden, warum er ihnen nicht auch von der Höle, in die sich Curtius gestürzet, und von Castor und Pollux, die für Rom gestritten, glauben solle? Hier, dünket uns, wird wohl Herr von B. recht behalten: obgleich der Herr Gr. Cataneo seine Leichtgläubigkeit sehr schlau zu vertheidigen suchet. Man sieht leicht, daß er auch heidnische Wunder glauben muß; wenn er die Legenden der Heiligen glauben will und soll.

Indessen ist des Herrn von B. Unglauben ein wenig zu stark, wenn er hundert Zeugnisse von Leuten verwirft, die etwas gesehen haben. Sein Gegner fraget ihn: ob wohl in dem Venderischen Verfahren König Karls, u. bey Görzens und Patkuls Geschichten, die geringste gesunde Vernunft sey? Und doch glaubt es Herr von B. und will, daß seine Leser es auch glauben sollen. Warum ist er nicht gleich billig gegen die Alten?

Wenn Herr von B. saget: man solle dem Herodot nicht glauben, daß die ägyptischen Priester Hexenmeister und Teufelskünstler gewesen; so erwiedert sein Gegner: das sage Herodot nirgends: und er hat recht. Das Wort Dämon bedeutet im

im griechischen keinen Teufel; über den Herr von B. spottet. Zudem saget er zu allgemein: Glaubet nichts, was Herodot schreibt! Sind es denn lauter Lügen, von vorne an bis hinten aus? Das ist ja nicht möglich. Darauf untersucht er den Sinn des Wortes Prodige, Wunder; und zeigt, daß vielen etwas ein Wunder zu seyn dünket, was andre wohl begreifen, wie es zugeht. Warum sollte man dergleichen Wunder nicht glauben?

Es ist lustig zu lesen, wie der Herr Verfasser ihn hier mit seinem XII. Karl, und zwanzig andre Begebenheiten der Alten eintreibt; die Herr von B. mit seinem: Glaubet nichts! umstoßen will, dadurch bestätigt. Endlich kommt er auch auf die rechten Wunderwerke, die Herr von B. auch nicht glauben will. Hier zeigt der Herr Graf ihm, daß, so lange es einen allmächtigen und gütigen Gott giebt, es auch Wunderwerke geben könne. Lock und der Verfasser der Philosophie du bon sens werden hier auch, mit ihren Mingreliern und Hottentotten abgeführt; zu denen sie in ihren Studierstuben gereiset sind, um den Unglauben zu bestärken u. d. m.

Der III. Brief handelt von der Metaphysik. In dieser Wissenschaft nun, ist der Herr Graf nicht viel besser zu Hause, als Herr von B. Sie reden indessen von dem leeren Raume in und außer der Welt, von Gott, ob er der unendliche Raum sey, den sich die Gassendisten und Neutonianer als nothwendig vorhanden vorstellen? Warum Herr von B. nur sage: Gott sey eine unmaterialische Ursache, nicht aber

aber ein Geist? Ob man wissen könne, was Gott sey? welches Herr von B. läugnet. Ob Clarke bey dem Worte Gott etwas gedacht habe, wenn er bey demselben allezeit eine Ehrfurcht blicken lassen? Hat er etwas dabey gedacht, so muß ers entweder aus der Philosophie, oder Offenbarung gelernet haben: oder Clarke ist ein Beck gewesen.

Die Lehre von leeren Raume verwirret sie beyde, aus Mangel leibnizischer Begriffe: weil sie sich über eine Misgeburth ihrer Einbildungskraft zanken. Die Seele dünket Herrn von Voltaire was unbegreifliches zu seyn; daher wollte er sie gern materialisch haben: gerade, als ob man alsdann die Natur der Gedanken aus einer Bewegung der Theile besser begreifen würde! Was die Alten davon geglaubet, nimmt Herr von B. ohne Beweis an. Selbst Confucius, auf den er so große Stücke hält, hat sie vom Körper unterschieden. Auf die Frage, was Newton davon gemußt? antwortet Herr v. B. Er wußte zu zweifeln. Hierüber greift ihm der Herr Graf seinen Helden sehr an.

Von der göttlichen und menschlichen Freyheit wird auch gehandelt: wobey wieder Hr. v. B. einen Zweifler abgiebt. Der Herr Graf aber hinket ebenfalls auf die Seite derer, die den Pythagoras und Plato zu halben Juden machen. Er nimmt es dem Herrn v. B. übel, daß er nur vom Newton, Leibniz, Gassendi und des Cartes, aber kein Wort vom Aristoteles, auch vom Plato nicht redet; und davon will der Herr Gr. die Ursache wissen. Im gleichen fraget er ihn, warum er nicht zur Offenbarung

barung seine Zuflucht nimmt, wenn sein Newton in den vornehmsten metaphysischen Materien nichts weis? Kurz, er schließt: aus der voltairischen Metaphysik lerne man nichts als zweifeln. Die newtonische trägt er auch sehr kurz und lustig vor.

Die natürliche Religion ist nach Herrn von B. nichts anders, als der Satz: thue das, was du willst, daß man dir thun soll. Diesen will sein Gegner lieber von der ersten Aufziehung des menschlichen Geschlechtes herleiten. Hierauf fragt er den Herrn von B. was er sich von einem Philosophen für einen Begriff mache? Er hat gewiß einen richtigen Begriff von ihm: aber heute zu Tage soll man diejenigen für Philosophen halten; die nicht einmal wissen, ob ein Gott ist? was er ist? und was er von seinen Geschöpfen fodert? Die nicht wissen, ob sie eine Seele haben? ob dieselbe nicht etwa eine bloße Mechanik des Körpers ist, die im Tode zerfällt; so daß das ewige Leben nur ein Traum ist? Die da behaupten, der Mensch sey auf der Erden nichts besser, als ein Ungeziefer, und bey nahe gar nichts; daß Gerechtigkeit und Tugend nur Namen dessen sind, was dieser oder jener Gesellschaft vortheilhaft ist; und daß ein jeder sich nur aus Gefälligkeit darnach richten müsse; ohne zu fürchten, daß jemals ein oberster Richter davon Rechenschaft fodre. Dazu setzet man noch irgend eine Kenntniß des planetischen Weltbaues, durch die Anziehung; der Cometen, durch weitschweifige Ellipsen; des Lichtes und der Farben durchs Prisma: so ist der heutige Philosoph fertig; so gottlos, schwälgerisch,

gerisch, ärgerlich und halsstarrig er auch immer ist. Hierauf fodert er eine Erklärung.

Im IV. Briefe handelt er von der Physik: und hier sieht man wohl, daß der Herr Graf nicht sehr zu Hause ist. Er hängt noch am ptolemaischen Weltbaue, läugnet daß die Erde ein Planet, und die Planeten Weltkugeln sind, u. d. m. Ja bey der Schwere der Körper, welche die Bewegung eines fallenden Körpers beschleuniget, weis er auch nicht einmal, was seine eigene Landsleute davon durch Versuche erfunden haben. Wir wollen uns also dabey nicht aufhalten; wenn gleich ein anderer Gegner Herrn von B. ganz anders hätte angreifen können. Doch rücket er ihm das fleißige Nachbeten neutonischer Sätze, ohne Beweis, nachdrücklich vor.

Im V. Briefe wird von der Sittenlehre gehandelt. Hier triumphiret der Herr Graf über den Herrn von B. Er lobet ihn erslich, daß er einmal recht unvergleichlich im III. T. a. d. 38 S. an den König von Pr. geschrieben, um ihn zu überführen, daß die Menschen keine bloße Maschinen sind.

„Wenn E. M. das denken: was wird aus der
 „Freundschaft werden, die doch Dero höchstes
 „Bergnügen ist? Was werden die großen Thaten
 „werth seyn, die Sie thun? Was für einen Dank
 „wird man für Dero Sorgfalt schuldig seyn, die
 „Menschen glücklicher und besser zu machen? — —
 „Wie? wollen sie alles, was man Ihnen zu gefallen
 „thut, nur wie Mühlräder ansehen, die vom Was-
 „ser getrieben werden, bis sie sich abnußen? Ist
 Osterm. 1754. U „denn

„denn ein König nur eine Maschine, an der Spitze etlicher tausend Marionetten? u. s. w.“ Allein nach diesem treibt er ihn mit seiner Sittenlehre gewaltig ein.

Im VI. Briefe wird von der Religion gehandelt, und hier sieht es noch schlechter aus. Sein Brief an die Urania sonderlich, wird sehr mitgenommen: zumal, da Herr von B. sich noch immer für einen Christen und Katholiken ausgiebt.

Endlich der VII. Brief handelt von der voltairischen Poesie. Sein Simson und seine Pandora, sein Mahomet, den sogar der Pabst gebilliget hat; wird doch nicht geschonet: weil er dem Mahomet eine Schandthat andichtet, die er nie gethan hat; und der geoffenbarten Religion den Fanatismus, oder die Schwärmerey Schuld giebt u. d. m.



VIII.

Gutachten, von dem vernünfftigen Zusammenhange und praktischen Vortrage aller ökonomischen und Cameralwissenschaften u. benebst einer Antrittsrede von dem Zusammenhange eines blühenden Zustandes der Wissenschaften mit denen Mitteln, welche einen Staat mächtig und glücklich machen, von Herrn Joh. Heinr. Gottlob, edl. Hr. von Justi. Herausgegeben von D. E. v. K. Leipz. 1754. in 4.

II Bogen.

Der Herr Herausgeber bezeuget in der Vorrede, daß er zwar jederzeit ein großer Liebhaber ökonomischer

nomischer Cameralwissenschaften gewesen, aber sich doch niemals einbilden können, daß in denenselben ein systematischer Zusammenhang möglich sey. Endlich hat er die von dem Herrn von Justi fortgesetzten deutschen Memoires gelesen; welche ihn reizeten, dessen Bekanntschaft zu suchen. Er erlangte sie auch, und lernte dabey dessen auf kaiserl. Befehl aufgesetzte Entwürfe kennen; darinn er den auf die Sachen selbst gegründeten Zusammenhang fand. Nun weis er zwar, daß Herr von J. den Grundriß aller ökonomischen Wissenschaften zum Drucke fertig liegen hat, auch die Staatskunst, Polizey und Commercienwissenschaft; nebst der eigentlichen Cameral- oder Finanzwissenschaft, jede in besondern Büchern systematisch der Welt mittheilen wird; als worüber er in dem kaiserl. kön. Collegio Theresiano gelesen hat: gleichwohl hat der Herr Herausgeber geglaubet, es würde der Welt nicht unangenehm seyn, gegenwärtiges Gutachten, welches eine so große Monarchinn, und dero Minister ihres Beyfalles würdig geschäzet, einstweilen in Händen zu haben, und sich von dem übrigen daraus einen Begriff zu machen.

Diesem Entwurfe nun, hat er des Herrn von Justi Antrittsrede beyzufügen für gut befunden; die von vielen gewünschet worden. Er begegnet dabey zum Voraus einem Tadel, den einige daran zu finden glauben möchten: weil der Anfang derselben gar zu rednerisch und nachdrücklich sey. Diesem nun vorzubeugen, glaubet der Herr Vorredner: Er müsse die gewöhnliche Regel, die von den Lehrern der Redekunst, in Ansehung der Eingänge, gegeben zu

werden pflegt, umstoßen. Allein unsers Erachtens brauchet er solches nicht: und des Herrn von Justi Eingang kann doch ganz gut bestehen. Denn wir haben ihn so übermäßig gekünstelt nicht befunden, daß er den Regeln des guten Vortrages zuwider ließe: wie überhaupt des Herrn Hofraths Schreibart die Gränzen des natürlichen Ausdruckes nicht leicht übersteigt; und eben deswegen viel Lob verdienet. Es müssen also nur schwache Köpfe jenen Tadel gemacht haben; denen zu Liebe man die Regeln der Redekunst eben nicht ändern darf.

Von dem systematischen Entwurfe des Herrn Hofraths zu urtheilen, wollen wir uns theils deswegen nicht anmaßen, weil wir uns für keine Kammeralkisten ausgeben; theils auch, weil diese Sachen zur anmuthigen Gelehrsamkeit nicht gehören. Indessen sehen wir wohl, daß der philosophische Geist, der den Herrn Verfasser sonst in seinen Schriften belebet, und alle seine Gedanken in Ordnung bringet, ihn auch hier geleitet habe, alles auf richtige Begriffe der Sittenlehre, Oeconomie und Staatskunst zu bauen. Es wird unsers Erachtens diesen practischen Wissenschaften zu einem großen Vortheile gereichen, wenn sie einmal denen bloß empirischen Kameralbedienten, aus den Händen gerissen werden können; die oft ohne alle Einsicht in das wahre Beste der menschlichen Gesellschaft, die Kammern ihrer Herren zu bereichern suchen; aber sie eigentlich in kurzer Zeit aller ihrer Zugänge berauben: indem sie wie jener, die Henne, die täglich ein goldenes Ey legte, gar schlachten; um alle diese Eyer auf einmal zu

zu bekommen. Wie viel Ehre dieses dem philosophischen Geiste dieses Jahrhunderts machen würde, wenn er eine so heilsame Wirkung haben könnte; kann ein jeder ohne unser Erinnern sehen.

Eben so vortheilhaft müssen wir von der Rede des Herrn Hofraths urtheilen. Sie ist auf die richtigsten Begriffe von einer wahren Politic, und von einer tauglichen und brauchbaren Gelehrsamkeit gegründet. Sie ist mit einem Reichthume guter Gedanken versehen, der aus der Quelle fließt, und folglich den Redner niemals verläßt. Sie ist endlich in einer Schreibart abgefasst, die soweit vom Schwulste, als von dem Staube entfernt; so edel, als nachdrücklich, und so wohlklingend, als verständlich ist. Wir müßten sie ganz abschreiben, wenn wir sagen wollten, was uns darinn gefallen hätte. Doch eine Stelle müssen wir ausnehmen; von der wir frey sagen, daß sie uns misfallen hat. Sie steht auf der 53ten Seite nach unten zu. Der Redner meynet, seine bisherigen Schicksale hätten es gewiesen: „Es sey der Willen des unendlichen Urhebers und Beherrschers seines Lebens, alles was er wäre und vermöchte, so wenig es auch wäre, mit diesen gesegneten (österr.) Staaten zu vereinbaren; und in diesen Ländern, welche alle seine Vorfahren hervor gebracht, ehe sie NB. der Irrthum bewog, in den nordlichen Gegenden von Deutschland Fremdlinge zu werden, sein wahres Vaterland wieder zu finden.“ Im Vertrauen! Hat nicht der nachmalige Erfolg zur Gnüge gewiesen: daß solches alles nicht dem göttlichen Willen gemäß gewesen?



IX.

Herrn Joh. Heinrich Gottlobs von Justi, Neue Wahrheiten zum Vortheile der Naturkunde und des gesellschaftlichen Lebens der Menschen. Erstes Stück für die Monathe Jänner und Hornung 1754. Leipzig bey Breitkopsen 8 Bogen in 8.

Nachdem der Hr. v. Justi sich aus dem Oesterreichischen wieder zurück nach Sachsen begeben hat; hat er der gelehrten Welt, der er eine Zeitlang abgestorben zu seyn geschienen, wieder ein Zeichen seines Lebens geben wollen. Seine Erfahrung, die er durch einen dreijährigen Aufenthalt in Wien, durch Reisen, Versuche, und ökonomische Unternehmungen erlanget, haben ihn nunmehr noch geschickter gemacht, der Welt mit nützlichen Schriften zu dienen. Er hat es für bequem gefunden, solches alle zween Monathe mit einer periodischen Schrift, voll abgesonderter Abhandlungen zu thun: und der Titel derselben zeigt, was für ein Feld der Wissenschaften er sich zu bearbeiten erkohren.

Das erste Stück giebt Nachricht von einer neuen Art eines Halbedelgesteins, der kürzlich in Mähren, und zwar auf den Gütern des Herrn Grafen von Haugwitz entdeckt worden. Er sieht so streifigt aus, als ein seidener Zeug, und hat allerhand Farben.

Das 2te ist eine Beobachtung eines zur Zeit noch unbekannt gewesenen Metalles, in dem sogenannten Kazengolde.

Das

IX. Hrn. v. Justineue Wahrheiten 2c. 3m

Das 3te ist ein deutlicher Unterricht, von Wartung der Seidenwürmer, und Gewinnung der Seide, für die kaiserlichen Erbländer. Endlich sind die Deutschen aufgewachet, und haben gesehen, daß Wälschland und Frankreich sie bisher durch ihre Seidenzeuge, Stoffe, Schnupstücher und Strümpfe, auf eine recht grobe Art zinsbar gemacht. Der erste, der es versuchet hat, auf deutschem Boden Seidenwürmer zu füttern und spinnen zu lassen, verdiente gewiß eine metallene Ehrensäule; zu ewigem Andenken seines von Vorurtheilen freyen Gemüthes. Bald werden wir auch um Leipzig einen ziemlichen Vorrath von Seide erzeugen können, und dadurch vielen kleinen Städten ein Muster geben, ihre leeren Plätze zu nutzen, und armen Leuten ein Nahrungsmittel zu schaffen.

Das 4te giebt einen Erweis, daß das Eisen nicht in dem Eisenerz, oder Steine, vorhanden sey, sondern erst im Ausschmelzen entstehe.

Das 5te betrachtet die Lust Schaden zu thun, bey Gelegenheit einer neuen schädlichen Erfindung.

Das 6te handelt von einem Indigo aus Wand. Auch dieß wird den Deutschen große Geldsummen ersparen, die sie bisher nach America geschicket haben.

Das 7te ertheilet einen Vorschlag zu einer neuen und vortheilhaften Kriegsverfassung.

Das 8te liefert endlich eine Untersuchung: ob die Eintheilung in Felder, und die Fristgerechtigkeit, der Landwirthschaft zuträglich sey?

Alle diese Stücke nun zeigen, in einem deutlichen,

fließenden und angenehmen Vortrage, wie vorthailhaft allen Arten der Wahrheiten, die schöne, reine und richtige deutsche Schreibart sey. Gottlob! die Barbarey voriger Zeiten, wird nun nach und nach immer aus mehrern Theilen der Gelehrsamkeit vertrieben. Die Früchte der schönen Wissenschaften und freyen Künste, werden nun bald auch denen sichtbar werden, die es sonst für eine unnütze Bemühung müßiger Köpfe hielten, sich auf seine Muttersprache zu legen. Wir brauchen nur noch zehn oder zwanzig Jahre zu erleben: so wird niemand mehr so blind seyn, daß er nicht endlich die Wohlthat derer erkennen und gestehen sollte, die zuerst an die Verbesserung derselben Hand angeleget haben.

X.

Moralische Briefe über die Handlung.
Hamburg 1754 in 8.
II Bogen.

Diese Briefe sind aus der Feder eines geschickten Handelsmannes geflossen. Je seltener Bücher von dieser Art sind, desto merkwürdiger ist es, wenn sie so wohl gerathen sind, als diese Sammlung. Wir finden hier nicht nur einen verständigen, sondern auch einen patriotischen Kaufmann; der sich um alles bekümmert, was künftig gescheide, vernünftige, wohlgesittete, und redliche Kaufleute ziehen kann. Er thut solches mit guter Einsicht sowohl in den Handel, als in die Sitten; und

und da er selbst in den Wissenschaften nicht fremde ist: so will er auch, daß künftige junge Handelsleute ihren Verstand bearbeiten sollen.

Insonderheit hat es uns merkwürdig geschienen; daß er im 6ten Briefe von der Schreibart der Kaufmannsbrieife handelt, und ausdrücklich will: daß ein Handelsmann auch rein deutsch schreiben soll. Er zürnet auf Herrn Stockhausen in Helmstädt, der zu andern Briefen gute Anweisung giebt; wenn er aber auf Kaufmannsbrieife kömmt, alles bey dem Alten läßt: gerade, als ob Kaufleute in der Barbaren müßten stecken bleiben! Er läßt ihnen diejenigen zum Muster, welche soviel hottentottische Wörter durch einander mengen, daß man nicht klug daraus werden kann. Man müßte ein Wörterbuch haben, um sie zu verstehen. Er lobet darinn unsre Leipziger und viel niedersächsische Kaufleute, daß sie reine deutsche Brieife zu schreiben angefangen; und sogar das Wort acceptiren bey Wechselln verbannen, indem sie dafür angenommen, schreiben. Hergogen die Herren von N. rnb. rg und in Oberdeutschland wären noch sehr halsstarrig, und machten sich eine Ehre daraus, undeutsch zu schreiben. Die Ausländer müßten ja wohl lachen, wenn sie solchen Mischmasch lesen; und uns und unsre Sprache für sehr einfältig halten. So schreibt unser patriotischer Handelsmann!





XI.

Nachricht von einigen westphälischen Streitschriften, wegen der ickigen Verbesse- rung des dasigen Geschmacks.

Wir haben schon sonst das Lob der unbe-
kaunten westphälischen Scribenten, nebst
Hn. Gruners Antwort darauf, bekannt ge-
machtet; darinn dieser jenes einem öffentl. Lehrer zu
Göttingen Schuld gegeben hatte. Iso vertheidiget
sich der wahre Verfasser derselben, Herr Dietrich
Franz, Ernst von Steinen, ein Geistlicher in der
Graffschaft Mark, und Mitgl. der königl. deutsch.
Ges. zu Göttingen, mit Vorsehung seines Namens,
um seinen unschuldigen Freund aus dem Verdachte
zu bringen. Er giebt eine Untersuchung heraus,
in wie weit die grunersche Vertheidigung Westpha-
lens, nöthig und zuänglich sey? Da dieses eine
Schrift von 9 Bogen in Quart mit kleiner Schrift
füllet: so hatte der Herr Verf. ein Recht, auf den Titel
zu setzen: Maxima de nihilo nascitur historia.
Denn wer hätte es begehret, oder für nöthig gehalten,
den Hn. Gruner so weitläufig zu widerlegen?

Wir sagen dieses nicht, als ob nicht viel hübsche
Sachen von ihm bey dieser Gelegenheit gesaget wor-
den, die eine feine Gelehrsamkeit und einen guten
Geschmack verrathen. Nein, wer es nicht verredet
hat, Streitschriften zu lesen, wird diese gewiß mit
Bergnügen durchblätten. Allein es würde dem Hn.
Verfasser auch sonst nicht an Mitteln gefehlet haben,
seine schöne Gelehrsamkeit zu zeigen. Solche junge
Her-

Herrn aber werden nur gar zu gern stolz, wenn sich gelehrte Männer mit ihnen ins Handgemenge geben.

Iste tulit pretium jam nunc certaminis hujus;

Quod, quum victus erit, Tecum certasse feretur!

Ovid. Metam. 13.

Kurz vorher hatte Herr Gotthilf August Hofmann, Rector am Gymnasio zu Bielefeld, und der königl. deutsch. Ges. zu Götting. Ehrenglied, ein Schreiben an Herrn von Steinen, bey Gelegenheit seiner Aufnahme in die göttingische deutsche Gesellschaft, zu Dortmund bey Bädern 1752 in 4. drucken lassen. Hieraus sieht man, daß man auch ihm obiges Lob der westphälischen Schriftsteller Schuld gegeben: imgleichen daß sich der Herr Rector Hofmann zu einer andern Schrift bekennet, die gleichfalls in dasigen Gegenden viel Aufsehens gemacht. Sie hieß: Ehre der Gelegenheitsdichter und Lohnsänger. Man kann leicht denken, daß es auch dabey ohne Galle nicht abgelaufen seyn werde. Er hat allerley Satiren und Pasquille darüber erhalten; die er theils nur geschrieben, theils im Drucke bekommen.

Eine von diesen heißt: Hofmanns, Rectors des Gymnasiums zu Bielefeld, Größe, von J. L. Leichhäusern, Dortmund bey Bädern 1752. Dieß ist ein kloppstockischer Wust, in Versen, die härter und kälter, als der westphälische Pumpernickel sind. Solch Zeug kann man unmöglich lesen; und schade um das Papier, das damit verderbet wird! Darauf kam noch ein Vertheidiger der Lohnsänger, mit einem Sendschreiben zum Vorscheine; darinn viel Bitterkeit auf die Obersachsen herrschet.

Ende

Endlich sind auch Nachrichten von den rühmlichen Bemühungen und schönen Anstalten in den Schulen zu Schwelm, in der Grafschaft Mark, herausgekommen; die durch eine lateinische Einladungsschrift des dasigen Rectors, Hn. Karsch, veranlasset worden. Dieser hat sich in dem 7ten St. der westphälischen Bemühungen a. d. 71 S. eine Kritik dadurch zugezogen: daß er, da er doch der einzige Lehrer seiner Schule ist, und alle Classen vom Buchstabiren, bis zur Grammatik, und von dieser bis zur Logik, Metaphysik, Mathesis und Theologie, ja endlich zum Griechischen und Hebräischen allein bestreiten muß; so gar akademisch gethan, daß er auch die Worte einfließen lassen: *præterea nec iis deero, qui perorando & disputando vires ingenii periclitari cupiunt.* Hier soll er nun gewissermaßen vertheidiget werden.

In allen diesen Streitigkeiten ist überhaupt, bey vielen kleinern Fehlern, doch das Gute, daß die freyen Künste einigermaßen rege werden; und daß viele, die sonst nichts zu lesen pflegen, durch solche Zänkeren dazu gelockt, und allmählich gewohnt werden, an den Schriften der Gelehrten Geschmack zu finden. Die persönlichen Bitterkeiten fallen allmählich weg, und die Liebe zu den schönen Wissenschaften bleibt. Wir wünschen, daß beydes bald geschehen, und die streitenden Parteyen sich vereinigen mögen, den Wisz mit der Tugend zu verbinden; und auch davon ein gut Exempel zu geben: daß die schöne Gelehrsamkeit auch höflich und artig mache.



XII.

Die Barmherzigkeit, besungen von
J. W. C. G. Casparson. Cassel, gedruckt
bey Joh. Eckard Hüttern, 1754. in 4.
30 Selten.

Serr Casparson, der im vorigen Herbst schon, in die Gesellschaft der freyen Künste allhier aufgenommen worden, hat ein Gedicht von besondrer Stärke ans Licht gestellet. Es ist dadurch veranlasset worden, daß der durchl. Landgraf von Hessen-Cassel, in einem besondern Befehle allen seinen Unterthanen die Ausübung der christlichen Barmherzigkeit nachdrücklich eingeschärft. Diese höchstlöbliche fürstl. Absicht durch bewegliche poetische Vorstellungen zu unterstützen, ist der Zweck unsers Dichters. Er theilt das Gedicht selbst in vier Gesänge ab; deren jede Strophe aus acht sechsfüßigen jambischen Zeilen besteht.

Der I. Gesang besinget die göttliche Barmherzigkeit gegen das gefallene menschliche Geschlecht, als das Muster der menschlichen; und hebt so an:

Der herrschenden Gewalt gemeinen Wahns entwöhnt,
Durch die die Muse sonst den Eitelkeiten fröhnt,
Wenn nur von Lieb und Wein der junge Dichter singet,
Und sein so edles Spiel zu niedern Tönen zwinget;
Gebrauch ich andachtsvoll, die mir verliehne Kraft,
Und stärke meinen Geist, daß er was frömmers schafft.
O Muse! möchte dich, da du willst höher steigen,
Vom Triebe, der dich hebt, nichts Kleines abwärts neigen!

Dir,

318 XII. Die Barmherzigkeit, bes. v. C.

Dir, welche jene Macht, so Gott zu uns gebeugt,
 Und Menschen menschlich macht, die Liebe hat erzeugt;
 Dir, welche, da uns Stolz der Unschuld Reiz genommen,
 Von Gott herab geschickt, in unser Herz gekommen,
 Daß sie, wenn nun der Mensch der Sünde Bittres
 schmeckt,
 Für uns gerührt, das Süß des Trosts in uns erweckt;
 Dir, o Barmherzigkeit! dir weihst sich mein Bemühen,
 Dein Reiz begeistre mich, will mich der Einfall fliehen.

Der II. Gesang kömmt auf die menschliche Barmherzigkeit der Fürsten; und die erste Strophe klingt so:

Verlaß, erstaunter Geist, die allzufernen Höhn,
 Dein Auge ist zu kurz, sie forschend durchzusehn.
 Verlaß sie, eil herab, und laß dir auf der Erden,
 Das Mitleid Sterblicher, zum Gegenstande werden.
 Sing, wie Barmherzigkeit des Fürsten Rang erhebt,
 Wenn seines Volkes Weh in ihm sein Herz durchgräbt;
 Sing, wie er, wenn er Huld mit seiner Macht vereinet,
 Beym Unglück seines Volks, als Vater, zärtlich weinet.

Der III. Gesang wendet sich an die Reichen; und der IV. endlich an die, so sich rühmen, der Empfindungen der Freundschaft fähig zu seyn.

Wir achten es nicht für nöthig, viel Lobsprüche hinzuzusetzen. Wenn doch viele Dichter um die Einschärfung sittlicher Tugenden und Pflichten, sich so nachdrücklich bemühen wollten, als dieser starke Dichter! der Feuer und edle Gesinnungen verbindet; und die Dichtkunst nach uralter Art, nicht zu Verderbung, sondern Besserung der Sitten weihet.

aus dem XIII.

Dominici Antonii Spingaroli, e
 Dominis de Dessa. E Coll. Theresiano,
 Tentamen Historicum, contra vulgatum de Ru-
 dolphi I. Habsburgici excommunicatione opinio-
 nem. MDCCLIII. Viennæ, Typis Trattn.

in 4. p. 22.

Der Herr Verfasser, der noch im thesesianischen Collegio studiret, hat sich oft gewundert: daß die Päbste mit ihren Bannstrahlen in den mittlern Zeiten so verschwenderisch gewesen, daß sie selbige auch so gar auf Könige und Kaiser geschossen. Dadurch gerieth er auf den Zweifel: ob sichs auch wohl alles so verhalten möchte, was in diesen finstern Jahrhunderten, auch zeitverwandte Geschichtschreiber berichten? Wie? dachte er: wenn sich dieß rohe Weltalter irgend Bannstrahlen erdichtet hätte, die den Päbsten nicht in den Sinn gekommen? Denn es sey ja dem Aberglauben und der Unwissenheit dieser Zeiten völlig gemäß gewesen, manches zu schreiben, das iho auch die andächtigen für Fabeln hielten.

Euge, belle! bene! möchte man hier diesem jungen Herrn zuruffen! Durch solche Zweifel gelanget man zur Erkenntniß der Wahrheit! Nur fleißig fortgefahren! so wird man in den Kirchengeschichten mittler Zeiten, noch manche Fabel aufdecken; darauf die römische Kirche bisher große Lehren und Gewohnheiten gegründet hat.

Wenig-

Benigstens hat er sich nicht einbilden können, daß Kaiser Rudolf der I. der aus der Kirche sich niemals getrennet, von der Gemeinschaft derselben verbannet seyn sollte: obgleich Malestinus, ein damaliger Schriftsteller, solches aufgezeichnet, und viele andre es nachgeschrieben haben. Er kann zuvörderst keinen Pabst finden, der es gethan haben sollte. Denn da es entweder Gregor der X., oder Innocenz der V., oder Hadrian der V., oder Johann der XXI. oder endlich Niklas der III. gewesen seyn müste: so kann es doch keiner von allen gewesen seyn; wie er deutlich darthut. Er geht die ganze Geschichte Rudolfs durch, und zeigt, daß es sich nirgends hinschicken wolle, was von diesem Banne gesaget wird.

Ein Beweis aber ist noch übrig: daß nämlich in der großen Zahl von Briefen der Pabste und Cardinale dieser Zeiten, die noch vorhanden sind, auch mit keinem Worte eines Bannes, oder nur einer Drohung desselben gedacht wird: vielmehr wird der Kaiser wohl gar, Filius charissimus, liebster Sohn genennet; welches gewiß einem Verbanneten nicht wiederfahren wäre.

Indessen wird uns doch der Kaiser, in dieser Schrift, als ein wenig gar zu unterwürfig, gehorsam und slavisch gegen den römischen Stuhl abgebildet; und also versteckter weise, der Pabst viel zu sehr über die kaiserliche Majestät erhoben: als daß es der weltlichen Oberkeit, zumal dem höchsten Oberhaupte der Christenheit, recht anständig wäre. Dieses sieht nun zwar dem Collegio, aber nicht dem Orte sehr ähnlich, wo diese Schrift geschrieben, und vertheidiget worden.

